P.o.germ.
1822
u/1

P.o. germ. 1822 u/1
Lenzen

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

20034.

Die
Bettler in Köln.

Ein Roman

von

Maria Lenzen geb. Sebregondi.

Erster Theil.

Leipzig, 1843,
bei Christian Ernst Kollmann.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Der Bettler von St. Severin und sein Genosse. — Guntram Frank's Haus und Hausgenossenschaft.

Der Faschingsdienstag des Jahres 1701 neigte sich zu Ende, und der frühe, regnerische Märzabend warf seine ersten Schatten auf die vielgestaltigen Thürme und ausgedehnten Häusermassen Köln's. Die Thurmspizen der St. Severin-Kirche zeichneten sich nur schwach noch gegen die schweren, düstern Wolkenzüge ab, die ein starker Südwind rasch vor sich her trieb, und einzelne, große, niederfallende Tropfen deuteten auf einen nahen Regenguß. Nichtsdestoweniger wogte die Menge, bunt von den Genossen der verschiedensten Stände zusammengesezt, noch lebhaft und zahlreich durch die dämmernden Straßen; und wo aus den Fen-

stern eines Gasthauses, oder eines, in einen Vergnügungsort verwandelten, öffentlichen Gebäudes ein helleres Licht auf die Gassen fiel, da konte man noch die verschiedenartigen, auffallenden und phantastischen Trachten erkennen, in denen sich heute noch einmal Laune und Willkür, nach der herkömlichen Sitte dieser lustigen Tage, kund gaben.

Unter dem vergitterten Portale der, oben genanten Kirche kauerte auf einem rohen, niedrigen Holzschemel eine Gestalt, die mit stumpfer Theilnahmlosigkeit auf das Getümmel vor ihr zu bliken schien. Es war ein hagerer, abgelebter Greis mit gekrümmtem Rüken, dürren, fleischlosen Gliedern, kahlem Scheitel, und einem Gesichte, in dem ein Ausdruk erkünstelter Demut vergebens die Spuren schlimmer Leidenschaften und hämischen Trozes, die den eigentlichen Charakter dieser Züge bildeten, zu verhüllen strebte. In den Händen drehte er einen großen Rosenkranz, und abwechselnd murmelte er Gebete, oder rief, in übertriebenen Ausdrüken, die Mildthätigkeit der Vorübergehenden an. Dieses unheimliche Wesen war in ein

langes, abgetragenes, faltenloses Gewand von grober, brauner Wolle gekleidet, an welchem sich eine Kapuze von demselben Stoffe befand, die eben jezt, zum Schuze gegen die Unbilden der Witterung, tief in die Stirne gezogen war. Ein breiter, schwarzer Gürtel vom gröbsten Leder, vollendete diesen elenden Anzug, der völlig frei von jedem Luxus und allen Ansprüchen auf Geschmak und Anmut erschien.

„Es wird dunkel," sagte der Mann, mit rauhem, heiserem Murmeln: „und der heutige Tag war noch schlechter als der gestrige. Aber Geduld nur, [illegible] der Jungen, Ue[illegible] morgen die der reuigen Verführten, der ängstlichen Büßenden! Und was mir in diesen lezten drei Tagen entzogen worden, das bringt der morgende dreifach wieder ein."

In diesem Augenblike trat einer der Vorübergehenden aus der Menge und die Stufen hinan zu dem Alten. „Geh' nach Hause, alter Guntram!" rief er ihm zu; „dein Verdienst ist für heute zu Ende. Alles strömt nach dem Gürzenich, und die blanken Goldstücke gleiten

an deinem Rosenkranze vorbei, in die Taschen der Schenkwirthe und Kuchenbäker!“

„Fluch über die Hartherzigen!“ erwiederte der Alte, und seine tiefliegenden, erloschenen Augen belebten sich zu einem Funkeln des Zornes: „Sie opfern dem Belial und vergessen die Werke der Barmherzigkeit. Es sind heute nur rothe Heller in meine Hand gefallen, und auch diese nur in geringer Anzahl.“

„Und ich,“ sagte der Andere: „ich hätte ganz umsonst auf den harten Stufen von Maria im Kapitol gekniet, wenn nicht eine alte [illegible] sie von ihr [illegible]ge Dirne, die die leere Kirche zu einer Zusammenkunft benuzen wollte, bei mir vorübergeschlichen wären. Die Erste, in der Bitterkeit ihrer Seele, gab mir einen halben Heller; die Andere, in der Freude ihres Herzens, oder in der Angst über die Sünde, die sie begehen wollte, einen halben Gulden.“

„Ja, so ist es!“ murmelte der Bettler von St. Severin: „die Alten, die selbst die Kirche besuchen, bedürfen unserer Gebete nicht. Die

Jungen, die in Sünden wandeln, sind mildthätig; nicht aus Barmherzigkeit, sondern aus Furcht vor Strafe. Komm, wir wollen gehen."

Der Alte faßte seinen Schemel unter einen Arm, seinen langen, schwarzen Stab in den andern, und schritt so mit seinem Begleiter langsam durch die engsten, schmuzigsten Gäßchen dem Kirchspiele von St. Mauricius, dem elendesten, abgelegensten Theile Köln's, zu. Aber so groß die Geschicklichkeit auch war, mit welcher sie fortwährend die stillsten Straßen zu ihrem Wege wälten, so trafen sie doch an diesem Abende fast in jedem Winkel der Stadt auf laute, lärmende Gruppen, fröhliche Versammlungen und bunte Maskenzüge, bis sie endlich, im Herzen von St. Mauricius angelangt, den Lärm der aufgeregten Stadt ferne hinter sich verhallen hörten, und bald nur noch von der tiefen Ruhe und Dunkelheit des, jezt völlig hereingebrochenen Abends umgeben waren.

Dieser Contrast schien dem Begleiter des alten Guntram unangenehm aufzufallen. „Hier

ist's finster und todt, wie immer," sagte er grollend vor sich hin: „Man hört in Mauricius Nichts davon, wenn sie im Kaufhause spielen, und es ist Fastnacht blos für die Reichen, so wie die Fasten allein für die Armen sind."

„Meine Gedanken;" brumte Guntram: „für Jene ist der volle Weizenaker, für uns der rauhe Steinweg, der daran vorüberführt. Sie bringen die schweren Garben in ihre Scheuern; wir müssen mit gekrümtem Rücken die zerstreuten, zertretenen Aehren auflesen, deren sie nicht achten."

„Ja, und wir dürfen uns nicht einmal der Brosamen freuen, die von ihren Tischen fallen!" grollte der Andere: „Ich habe Geld beisammen, so gut und noch mehr, als mancher der lustigen Gesellen, die heute auf dem Heumarkt paradierten, und vor dem Rathhause die Narrenkappe schwenkten. Aber wenn ich es wagen wollte, vermumt auf den Gürzenich zu gehen, oder am Eigelsteine zu tanzen, ich könte fünfzig Jahre auf der Kirchentreppe sizen, ohne je wieder einen rothen Heller in die Hand zu bekommen."

„Nein, nein!“ erwiederte der Alte hastig: „die Treppe an St. Maria im Kapitol ist der beste Plaz in Köln; aber ein solches Beginnen könte ihn leicht zu dem schlechtesten machen, auf welchem je ein Blinder verhungerte. Komm lieber mit mir, Valentin; ich habe noch ein Glas Wein; nicht so gut, wie der beste in des Churfürsten Kellern, aber besser, als der Bürgermeister selbst ihn in seinem ältesten Fasse hat.“

Durch diese Einladung etwas besänftigt murmelte Valentin Hahn (so hieß der Gesellschafter des alten Guntram) noch einige Verwünschungen über Alle, die reicher oder von besserem Stande waren, als er selbst, zwischen den Zähnen, und folgte dann schweigend seinem Führer durch eine lange, enge, kothige Gasse, die von beiden Seiten von niedrigen, schmuzigen, halb verfallenen Lehmhütten umgeben war, bis der Alte, im Hintergrunde eines kleinen, vernachläßigten Hofes, endlich vor der Thüre eines dieser unfreundlichen Häuser still stand, und durch ein leises Klopfen und einen unverständlich gemurmelten Fluch Einlaß begehrte.

Eine, zugleich zitternde und kreischende Stimme antwortete von Innen; man hörte die Riegel wegziehen, und die Thüre öffnete sich; sofort traten die Männer ein, und Guntram selbst schloß sorgfältig wieder den Eingang.

In einer Eke des Gemaches, in welches sie getreten waren, brante auf einem großen Heerde ein rauchiges, qualmendes Feuer, das durch sein düsteres, ungewisses Licht die Hütte und die, in derselben befindlichen Gestalten nothdürftig beleuchtete. Die Wände des elenden Gemaches waren feucht, schmuzig und rauh; die Deke bestand blos aus rohen, schlecht zusammengefügten von Qualm und Rauch geschwärzten Brettern; der ungedielte Boden war so uneben, daß man genöthigt gewesen war, zwei Füße des schweren, eichenen Tisches — des Hauptgeräthes dieses Zimmers — bedeutend gegen die beiden übrigen zu verkürzen. Ein starker, eichener Schrank, einige hölzerne Stühle, und einige unreinliche Küchengeräthschaften, bildeten die ganze, übrige Einrichtung dieses düstern Raumes.

Außer den beiden, eben angekommenen Personen befand sich noch eine dritte, und zwar dem schönen Geschlecht angehörige, in dem eben beschriebenen Gemache. Sie war an Gestalt und Zügen dem Besizer der Hütte so auffallend ähnlich, daß man beide augenbliklich für nahe Verwandte erkante. Sie hatte seinen langen, dürren Wuchs — doch ohne seinen gekrümten Naken — seine sehnigen, magern Glieder, und seinen langen, dünnen Hals. Die größte Aehnlichkeit, die zwischen diesen beiden Menschen vorherrschte, lag aber in den tiefen, krausen Linien und Furchen, die die Gesichter beider, wie die Windungen eines Labirinthes, nach allen Richtungen hin, durchzogen, und die auf dem gelben, mürrischen Antlize des Weibes noch schärfer und schneidender ausgeprägt erschienen, als auf dem des Bettlers.

Diese reizende Dame war in einen weiten, scharlachrothen Tuchrok, und eine enge, zerlumpte Jake von grünem Seidenzeuge, mit handgroßen, gestikten Blumen von Silberfaden, gekleidet. Um den Hals hatte sie ein schwarzseidenes Tuch, an welchem noch einige Fezen

eines ehemaligen, hochgelben Randes hingen, geschlungen; und ihre runzligen, halbnakten Arme staken in zerrissenen, sammetnen, mit Fuchspelz verbrämten Stauchen. Die kleine, am Hinterkopfe befestigte, kölnische Spizenhaube vollendete ihren Anzug; doch konte dieser Kopfpuz, dessen ursprünglich weiße Farbe schon lange in ein trübes Graugelb übergegangen war, nicht verhindern, daß ihre schweren, struppigen, grauen Haare überall wirr und unordentlich um ihr Gesicht und ihren Naken hervorquollen.

Als die beiden Männer in die Stube traten, heftete das Weib einen mißtrauischen, lauernden Blik auf Guntram's Begleiter, einen stämmigen, gedrungenen Burschen mit gebükter Haltung, kleinen, lebhaften, aber falschen und schielenden Augen, und einer niedrigen, wulstigen Stirne, auf welche, troz seiner Jugend — er mochte kaum fünfundzwanzig Jahre zählen — die schlimmsten Leidenschaften schon ihr Siegel gedrükt hatten. Die Wangen und der Hals dieses Menschen waren mit tiefen, widerlichen Narben, den Spuren bösartiger, ekel-

hafter Geschwüre bedekt; und eine Balg-geschwulst von der Größe eines Gänseeies, an der rechten Seite des Halses, zwang ihn, den Kopf bedeutend auf die linke Schulter herab-zusenken. Dazu sprach die breite, aufgestülpte Nase rohen Troz, die dike, niederhängende Lippe Sinnlichkeit und Niederträchtigkeit zu-gleich aus, und die brennend rothe Farbe sei-nes wirren Haares schien eigends dazu be-stimt, das Widrige seiner Züge in ein helleres Licht zu sezen.

So wenig ein Blik auf eine solche Gestalt im Allgemeinen geeignet sein mochte, Zutrauen einzuflößen, so schien er doch die Dame in der Hütte vollkommen zu befriedigen. „Ah, guten Abend, Valentin!“ sagte sie, dem Fremden mit einer Art von Freundlichkeit die Hand reichend: „Wollt Ihr Fastnacht halten mit Guntram Frank und seiner Schwester? — Ihr habt Recht! und können wir Euch auch nicht be-wirthen mit Sang und Klang, wie die Narren es machen auf der Hochstraße, so findet Ihr hier doch Karten und Würfel, und eine Kanne Wein von so gutem Gewächs, als es irgendwo

im Lande gibt zwischen Köln und Straßburg."

„So recht, Ursel!" sagte der Alte: „Tische auf, was das Haus vermag; und wir wollen auch den Fasching feiern, bis die Gloken den Aschermittwoch einläuten, und uns an die Kirchenthüre rufen, um die Gaben der Büßer zu empfangen, die heute sündigen."

Die Alte rükte Stühle an den Tisch, trug Bakwerk, Brod und Fleisch aus dem großen Schranke auf, und fügte einige große Kannen bei, mit deren Inhalt sie sofort drei umfangreiche, zinnerne Becher füllte, worauf sie ihren Bruder (in diesem Verhältniß stand Guntram zu ihr) so wie dessen Gast, zum Trinken aufforderte.

„Auf Euer Wol, Jungfer Ursel!" sagte Valentin Hahn, seinen Becher hinunterstürzend: „und auf's Wol Eurer ganzen Sippschaft. — Wo ist Eure junge Muhme? Sie sollte mit uns trinken."

„Bei St. Severin!" rief der Alte, sich umschauend: „das Mädel ist noch draußen. Du hältst schlechte Zucht, Ursel, und ich

fürchte der Kreuzgang von St. Columba, der zur Zeit meines Weibes eine so gute Einnahme gab, wird bald weniger abwerfen, als eine Drehorgel zur Fastenzeit.“

„Schlechte Zucht!“ brumte Ursel, und ihr gelbes Antliz erhizte sich, theils durch die Wirkung des Bechers, dem sie fleißig zusprach, theils in Folge ihres Aergers über die Beschuldigung ihres Bruders: „Schlechte Zucht! — Wer hat der Dirne erlaubt, tagtäglich zu dem alten Pfaffen und seiner Muhme zu gehen, bis wir es nicht mehr verhindern konten? — und wer, als die Betschwester, hat ihr das tolle Zeug in den Kopf gesezt von Ehrbarkeit und Reinlichkeit, und wie die klingenden Namen alle heißen, die doch Nichts sind, als verstekte Hofart! — Ich habe es immer gesagt, Ihr hättet sie aus dem Pfaffenhause lassen sollen; aber du wolltest nicht hören. Dich stach der Hochmutsteufel auch; die Dirn' sollte Umgang mit vornehmen Leuten haben. — Nun, du hast jezt die Früchte davon!“ —

Vergebens hatte der alte Guntram den schnellen Redefluß seiner Schwester zu unter-

brechen gesucht; als sie jezt schwieg, um sich durch einen Zug aus ihrem Becher auf neue Anstrengungen vorzubereiten, riß er hastig das Wort an sich. „Ha!“ rief er: „sie ist meiner Tochter Kind, und ich kann thun mit ihr, wie's mir gut dünkt. Wenn sie zu den Pfaffen läuft, halten die Leute sie für fromm, und geben ihr um so reichere Almosen; und wenn sie der Satan mit der Hofart plagt, so ist das ein Fehler, den alle Weiber haben, und du nicht minder, als irgend eines. — Aber wissen will ich von dir, ob sie diesen Abend nicht nach Hause gekommen ist, und wo sie sich jezt herumtreibe, oder —“

Er vollendete den Saz zwar nicht mit Worten, aber eine drohende Bewegung, die er mit seinem Stabe machte, ergänzte ihn genugsam, um ihn dem Sinne der schnellfassenden Ursula deutlich zu machen. „Nun,“ sagte sie, und rükte mit einer geschikten Bewegung, welche zeigte, daß ihr solche Auftritte durchaus nicht fremd waren, aus dem Bereiche ihres Bruders: „Nun, Frank! seid doch nicht gleich so wild. Sie kam mit dem Dunkeln und

brachte vier Kreuzer und drei Heller, die sie heute bekommen hatte — ich glaube, sie hat einen besseren Tag gehabt, als Ihr — nun, und da mochte ich ihr es nicht abschlagen, als sie mich bat, mit den andern Mädchen in die Stadt gehen zu dürfen, um die Maskken und die Fakeln anzusehen, die über die Straßen ziehen, dichter, als die Prozession auf St. Ursula."

„Ihr thut nicht gut, Jungfer," bemerkte Valentin Hahn, mit einem widrigen Zuken des Gesichtes: „Ihr thut nicht gut, das Mädchen allein, und in einer solchen Nacht, in die Stadt zu lassen. Sie ist viel zu jung, und das rothe Blut scheint ihr viel zu hell durch die Wangen, als daß Ihr sie mit Sicherheit ihrem eigenen Schuze überlassen könntet."

„Sie ist nicht allein, sie ist mit den andern Mädchen;" erwiederte Ursel: „und es ist Niemand unseres Standes unter den schmuken Maskken draußen. — Und die Edeln und die Bürgerssöhne — Ihr wißt's selbst, Hahn — sehen nicht nach einem Mädchen, das im Kreuzgang sizt, und die Hände ausstreckt nach Almosen."

„Das thun sie freilich nicht,“ murmelte der Angeredete zähneknirschend: „sie thun es nicht bei Tag, im Sonnenschein, angesichts ihrer Freunde und Bekannten; aber in dieser Nacht,“ fuhr er fort, und ballte die breite Faust, daß sich ihm die Nägel ins Fleisch gruben: „in dieser Nacht, im Gedränge, im Saus und Braus der Tollheit, könte ihr etwas widerfahren, was ihrem Bräutigam nicht eben angenehm wäre.“

„Ihrem Bräutigam!“ kreischte höhnisch die Alte, die Hände in die Seiten gestemt: „der hat auch noch zu fragen nach dem Wandel unserer Dirne! — Wir wissen, wer der Vater von dem Wurm der schwarzen Grete war; und Ihr wißt, daß Ihr das Mädchen nicht bekämet, wär's nicht wegen der guten Stelle an Maria im Kapitol.“

„Tod und Hölle!“ schrie der Bursche, ergrimt auf den Tisch schlagend, daß die Becher umstürzten, und sich ihres köstlichen Inhalts auf den schmuzigen Boden entleerten: „Tod und Hölle! Ihr selbst habt mir die Dirne angetragen; und wenn Ihr sie mir nicht geben wollt, so mögt Ihr sie behalten. — Ich kann

jede bekommen in St. Mauricius, und einen schönen Dank noch obendrein."

„Aber nicht mit jeder die schöne Stelle an St. Columba," sagte der Alte und stellte die Becher wieder auf: „Komt! laßt den Wein nicht verdunsten, und dann laßt uns die Würfel rollen."

„Nein!" rief der Andere, den Becher zurückweisend: „Eure Schwester hat mir Feuer ins Blut gegossen mit ihrem Geschwäze. Ich will in die Stadt und die Dirne suchen; denn wissen will ich's wenigstens, was sie treibt. — Gute Nacht; und, wie gesagt — wenn die Jungfer Frank sich bedenkt mein Weib zu werden, so gibt es hundert Andere, denen ich nur zu winken brauche. — Valentin Hahn ist nie verlegen um Liebschaften und Weibsbilder."

Damit öffnete er, troz des Widerspruchs seines Wirthes, die Hausthüre und trat, ohne auf den Regen zu achten, der jezt in vollen Güssen vom Himmel fiel, auf die dunkle Straße hinaus. Einen Augenblik zögerte er noch vor der Thüre, und schien ungewiß, welche Richtung er wälen solle; dann schlug er

den kürzesten Weg nach dem Innern drr Stadt ein, und verfolgte denselben mit starken, schnellen Schritten, bis endlich die vielen, dichten Gruppen, die sich im Mittelpunkte der Stadt drängten, ein Hinderniß für seine ungeduldige Eile wurden, wodurch der giftige Groll, der durch die Worte der Ursula Frank in seinem Innern angeregt worden war, noch um Vieles gesteigert ward, ehe er sein vorgesetztes Ziel erreichen konte.

Zweites Kapitel.

Die Perserin, der Derwisch und der Malteser.

Unterdessen nahte die Mitternacht, und je mehr das berühmte Volksfest der Kölner sich seinem Ende zuneigte, um so lauter und lärmender wurde die Lust, mit welcher die Menge es beging. Jede Schenke, jeder freie Plaz, ja, jede, nur etwas breitere Straße, war in einen Vergnügungsort verwandelt, und in den engeren Gassen drängten sich die verschiedenen Narrenzüge mit lustigem Gezänke aneinander vorbei. Der Glanzpunkt des Festes entwikelte sich jedoch in dem großen Saale des städtischen Kaufhauses, der, vollgedrängt von Hunderten der Masken wie der Schaulustigen, den Anblik einer stürmisch wogenden Flut bot, wo nicht die Welle der Welle folgt, sondern jede mit der an-

dern kämpft, und so das Ganze einen wilden verwirten Strudel bildet.

Doch unterschieden sich im Gedränge die Züge der verschiedenen Zünfte, die, nachdem sie beim Beginne des Balles den Saal durchzogen hatten, die verschiedenen, an den Seitenwänden hinlaufenden Tribünen besezt hielten, von welchen herab der laute Schall ihrer Fröhlichkeit durch die weite Halle ertönte. So hatte die Fleischerzunft eine Loge, gleich neben dem Eingang, inne, und die ehrbaren Mezgermeister mit ihren Weibern, Töchtern und Gesellen, versinlichten den Zuschauern alle die schönen, idealen Gestalten, mit welchen die Griechen einst ihren Olymp bevölkerten. Zwar war Juno über die Gebühr hager und gelb; Hebe äußerst korpulent; Mars trug einen ungeheuer langen und spizigen Galanterie-Degen, und die Flügel an den Füßen Merkurs waren, nach Umfang und Schwere, so beschaffen, daß sie die Schnelle des Gottes eher zu vermindern als zu befördern schienen. — Neben dieser Loge hatten die Kürschner ihren Plaz; und sie füllten ihn in der Gestalt von spanischen Edelleuten und Da-

men aus. Auch der beliebten National-Lustbarkeit der pyrenäischen Halbinsel hatten sie gedacht; und neben einem großen, braunen Stier aus Pappe, künstlich mit Ochsenhäuten überkleidet, befänd sich eine Gruppe der bekanten Matador's. — Dieser Tribüne gegenüber führten die Bäkermeister eine tyroler Hochzeit auf, und die hübschen Kölnerinnen fanden sich gar anmuthig in die Sitten und die Tracht der Gebirgsbewohnerinnen. Die übrigen Logen hatten die Brauer, die Schmiede, die Tischler, die Weber u. s. w. inne, und jede Zunft hatte die andern an Pracht und Geschmak zu übertreffen gesucht; doch waren die, zuerst angeführten Züge weit die schönsten und zierlichsten im Saale.

Als die Lustigkeit in den Logen der verschiedenen Zünfte den höchsten Grad erreicht hatte, wurde die Aufmerksamkeit der Anwesenden plözlich getheilt, und von den Göttern, Granden und Hirten ab-, und auf ein ganz neues Schauspiel, das sich in der Mitte des Saales begab, hingelenkt. Hier hatten sich die verschiedenen Gruppen der Handelnden und Zuschauenden in

eine einzige, dicht gedrängte Masse verschmolzen, die einen weiten, bunten Kreis um einen, ziemlich beträchtlichen, freien Raum bildete, in welchem sich eine Erscheinung bewegte, deren ausnehmende Lieblichkeit bald Aller Blike auf sie zog und die Aufmerksamkeit eines Jeden gebieterisch fesselte.

Im Mittelpunkte des Saales kauerte ein grauer Derwisch auf dem Boden, der nach einer seltsamen, eintönigen Weise ein Lied sang, zu dessen Takten eine junge weibliche Gestalt in persischer Tracht, sich mit so ausgezeichneter Anmut und Geschiklichkeit bewegte, daß Jeder, der sich nur einen Plaz in ihrer Nähe hatte verschaffen können, oder von den Logen herab sie mit dem Blik zu erreichen vermochte, ihrem kunstreichen Tanze mit Bewunderung und Entzüken zusah. Ihre kleinen, weißen Füße, die, nur mit leichten, goldgestikten Pantöffelchen bekleidet, aus den bauschigen Beinkleidern hervorschimmerten, trugen eine Gestalt, so jugendlich, so schlank und leicht, daß es schien, als könne sie eben so leicht auf Luft und Sonnenstralen wandeln, als die duftigste Wolke, die je den

Sommerhimmel verschönerte; und der seltene Liebreiz ihres feenhaften Wuchses und ihrer ungezwungenen Bewegungen erwekte in jedem Schauer eine brennende Neugier, ob Züge und Form ihres Gesichtes, das bis jezt noch von der Maske verhüllt wurde, der Schönheit ihres Körpers entsprächen. Deßhalb harte Alles sehnlich auf die Mitternachtsstunde, weil dies der Augenblik war, in welchem jeder Anwesende gezwungen war, die Maske abzulegen, oder den Saal zu verlassen. Allein ehe der kritische Zeitpunkt noch herangerükt war, endete das Mädchen den Tanz, das Summen des Derwisches verstumte, und er näherte sich ihr, um sie hinwegzuführen. Dies war aber nicht so leicht, als er sich vorgestellt haben mochte. Die Zuschauer drängten sich enger aneinander, um das Entkommen des Paares zu verhindern, und zuerst erscholl von einzelnen Stimmen, dann von mehren, und endlich von allen den Hunderten, die der schönen Tänzerin zugeschaut hatten, der verwirte Ruf: „Die Perserin soll bleiben! Noch ein Tanz, verfluchter Mönch! — Colonia entläßt ihre Masken nicht vor Zwölf! —

Noch ein Tanz, oder wir klopfen dem Mönch die Kutte aus!“

„Um Gottes und der heiligen Ursula willen, Donat!“ flüsterte das Mädchen mit zitternder Stimme ihrem Begleiter zu: „wie entkommen wir aus diesem Getümmel?“

„Es ist unmöglich zu entschlüpfen,“ erwiederte der Derwisch in eben so leisem, aber festerem Tone: „und wir müssen uns fügen. Ein Mann ist Nichts gegen diese Hunderte.“

„Aber, theuerster Donat,“ sagte das Mädchen, eben so ängstlich als vorhin: „es wird sogleich Zwölf schlagen, und dann muß ich die Maske abnehmen.“

„Noch ein Tanz! noch ein Tanz!“ scholl das Geschrei der Menge dazwischen.

„Und ist es denn ein solches Unglück,“ fragte der Derwisch die Perserin in zärtlichem Tone: „ist es ein solches Unglük, ein Antliz zu enthüllen, das den Glanz aller dieser tausend Kerzen beschämt und übertrifft?“

„O,“ erwiederte die junge Orientalin in schmerzlichem Tone: „Du denkst nur an den gegenwärtigen Augenblik — an die Stunden

meiner Erniedrigung und Schmach denkst du nicht.“

„Den Tanz! den Tanz! vermaledeiter Mönch, den Tanz!“ brüllte, tobte die Menge, deren Aufregung schon in Zorn auszuarten begann.

„Gib ihnen nach, gib ihnen nach!“ flüsterte bittend der Derwisch: „sonst werden wir ein Unglük erleben.“ Und sich auf den Boden kauernd, begann er wieder seinen eintönigen Gesang, und die junge Perserin entfaltete auf's Neue den ganzen Liebreiz ihrer Gestalt in den Schwingungen des Tanzes. Doch diesmal führte sie ihn nicht zu Ende. Die zwölfte Stunde schlug, und die veränderliche Menge selbst unterbrach das Schauspiel, das sie kaum noch mit solcher Heftigkeit zu sehen verlangt hatte. Man stürmte auf die Tänzerin ein, und forderte, daß sie die Maske ablege; ja, eine freche Hand strekte sich sogar schon aus, um sie ihr gewaltsam wegzureißen. Jezt aber erhob sich der Derwisch, trat zwischen die Beleidiger und das Mädchen, und rief mit lauter, volltönender Stimme: „Zurük! — Keiner rühre

die Fremde an! — Ich hafte für sie bei den Ihrigen, und ich werde sie zu vertheidigen wissen! — Beruhigt Euch! — Euer Recht soll Euch werden. Sie soll die Maske ablegen; aber erst gebt Raum, und Keiner trete ihr wieder zu nahe."

Sein entschlossenes Wesen und seine gebietende Sprache verschafften ihm das Ansehen, dessen er bedurfte; man ließ die Fremde frei, und der Derwisch war ihr behülflich, ihr Gesicht von der vorsichtig befestigten Hülle zu befreien. Als die Maske fiel, wurde plözlich tiefe Stille in der ganzen Gegend des Saales, wo man die Perserin sehen konte; denn obgleich man schöne, jugendliche Züge zu erbliken erwartet hatte, so übertraf doch das Antliz, das jezt der staunenden Menge erschien, jede, noch so hoch gespante Erwartung von ihrem Liebreiz in unendlichem Maaße. Die junge Schönheit selbst schien betroffen und erschrekt über den Eindruk, den ihre Erscheinung hervorgerufen hatte. Ihr großes, schwarzes, stralendes Auge flog zuerst scheu über die Menge, dann aber senkte sie es so tief, daß die langen, schwarzen

Wimpern die schöne, zarte Wange fast berührten. Diese Wange war bleich; aber sie röthete sich unter den Bliken der Anschauenden allmälig, bis sie die helle Glut der Rose erreichte. Um die feinen Lippen spielte ein sanftes, schüchternes Lächeln; es paßte so zu diesen Zügen, daß es schien, als könne dieser Ausdruk von Sanftmut und Zärtlichkeit nie diesen holden Mund verlassen. Die Linien der klaren, hohen Stirn, der feinen Nase und des weichen, runden Kinnes waren völlig tadellos; und die blendende, durchsichtige Weiße dieser Theile des Gesichtes wurde noch gehoben durch die reichen, schwarzen Flechten, die überall unter dem feuerfarbigen Turban hervorquollen.

„Ha!“ sagte ein großer, stattlicher Mann von mittlerem Alter, der auf dem einfachen, aber kostbaren, schwarzen Sammetkleide das Kreuz eines Malteser-Comthurs trug: „Ich habe manche Schönheit gesehen, im Süden und im Norden; keine aber war so glänzend als diese Tochter der Sonne.“

„Beim Kreuz des heiligen Andreas!“ rief ein lustiger Bäkergeselle von seiner Tribüne her-

ab: „die heilige Ursula samt ihren elftausend Jungfrauen kann nicht frommer ausgesehen haben, als dies schöne Heidenkind.“

„Laß uns gehen, Donat!“ flüsterte die Fremde zitternd ihrem Begleiter zu.

„Um des Himmels willen, nicht in diesem Augenblik!“ war die Antwort: „Sie lassen uns noch nicht los.“

„Schöne Perserin!“ fragte der Malteser: „darf man deinen Namen und deinen Geburtort erfahren?“

„Ich heiße Zuleika; das Zelt meines Vaters steht in den Thälern von Khorassan;“ antwortete das Mädchen mit schüchterner, aber süßer Stimme.

„Ach, du bleibst in deiner Rolle, hübsche Kleine! Ich aber möchte gern wissen, wie deine Gespielinnen dich nennen, wenn der Fasching vorüber ist, und wo in der Wirklichkeit das Haus deines Vaters steht.“

„Ist nicht Zuleika ein süßer Name?“ hob das Mädchen wieder ängstlich an; aber von der Tribüne herab rief ihr der Liebesgott zu, sie habe ihm alle seine Pfeile entwendet, und ihn

selbst damit verwundet, und der Held Carneval, der sich in seiner grün und gelben Tracht auf dem Rande einer Loge, die Beine in den Saal herabhängend schaukelte, schwenkte die Pritsche und schwur bei seiner Kappe: „die Perserin sei die schönste Närrin in seinem Reich.“

Ein lautes Gelächter applaudirte dem plumpen Wize. Ein neues Scherzwort, in demselben Geschmake, ertönte aus einer andern Gegend des Saales; neues Gelächter folgte. Die Menge wurde mit jedem Augenblik lauter, ausgelassener; und der alleinige Gegenstand ihrer Unterhaltung war die Perserin. Diese wurde von Minute zu Minute ängstlicher, und der Derwisch schikte sich endlich, ihren flehentlichen Bitten nachgebend, an, sie wegzuführen. Aber sein Vorhaben fand nochmals ernstlichen Widerstand, und vielleicht wäre es ihm auch jezt unmöglich geblieben, dasselbe auszuführen, wäre ihm der Malteser nicht zu Hülfe gekommen.

„Ruhig, Ihr Leute!“ rief er einer Truppe von Zigeunern zu, die sich am Heftigsten dem Willen der Fremden widersetzten: „das ist gegen die Carnevals-Freiheiten. Laßt die Per-

serin und den Mönch frei. Laßt sie frei, sag' ich, oder ich werde es unserm gnädigsten Herrn hinterbringen. Dann hat der Fasching Ein für alle Mal ein Ende!"

Diese Drohung, aus dem Munde eines allbekannten und mächtigen Mannes, wirkte. Die Menge gab Raum, und, auf einen Wink des Malteser's, folgten seine beiden Schützlinge ihm durch das Gedränge.

Als sie die breite, steinerne Treppenflucht erreichten, die, neben dem Saale befindlich, in einen kleinen Hof führt, der mit der Straße in Verbindung steht, fanden sie die Treppe schwach erleuchtet durch das Licht einiger trüben Oel-Lampen, die im Zugwinde flakerten, und die den vielen, buntschekigen Gestalten, die die Stufen herauf und hinunterstiegen, ein phantastisches und unheimliches Ansehen verliehen. Am Fuße der Treppe stand ein Mann, dessen Gesicht so sehr einer seltsamen, häßlichen Larve glich, daß die Vorübergehenden, gewohnt, in den lezten drei Tagen mehr Masken als Gesichter zu sehen, es unbedingt für eine der ersteren nahmen. Er klammerte sich an das Ge-

länder an, um nicht auf die Seite gedrängt zu werden, und schien ängstlich bemüht, jede vorbeikommende Person scharf ins Auge zu fassen.

„Hier wird, hier muß sie sein!“ murmelte er: „und wenn sie nicht schon hier ist, so wird sie gewiß noch kommen. — Sagte nicht Hans Brand, er hätte sie mit seiner Schwester sprechen hören, und sie hätten oft das Wort Gürzenich genant? — Zum T....l! wenn ich nicht fürchtete, sie werfen mich die Treppen hinunter, so ginge ich selbst hinauf, um —“

Hier unterbrach der Mann mit dem Maskengesicht, der kein anderer war, als Valentin Hahn, plözlich sein Selbstgespräch und heftete seine Blike — wenn man anders sagen kann, daß Schielende ihre beiden Augen auf Einen und denselben Gegenstand heften — auf die schöne Perserin, die eben mit ihren beiden Begleitern auf den untersten Stufen der Treppe still stand, um ihre Maske wieder vorzunehmen. Aber das Drängen der Vorübergehenden verhinderte sie, dies so schnell zu thun, als sie wünschte, und ehe sie die Maske befestigen kon-

te, gelang es Valentin, einen Blik in ihr Antliz zu thun und sie als Diejenige zu erkennen, um derenwillen er sich zu so später Stunde an einen, ihm so fremden Ort begeben hatte, als ein öffentlicher Tanzsaal war.

Die Wirkung, die der Anblik der schönen Fremden auf ihn machte, war eben so heftig als sonderbar, und durchaus verschieden von dem jauchzenden Entzüken, das ihr Erscheinen unter den fröhlichen Gästen auf dem Gürzenich hervorgerufen hatte. Er schien durch ihren Anblik in wilde Wut versezt zu werden, und mit glühendem Gesicht, schnaubenden Nüstern und keuchender Brust, vertrat er der Perserin den Weg, pakte gewaltsam ihren schönen, zarten Arm und schnaubte sie mit kaum verständlichen Flüchen und Drohungen an.

Die Fremde stieß einen leisen Schrei aus, und die Maske entfiel ihren Händen, während sie sich zitternd an die Gewänder des Derwisches anklammerte. „Ha!“ rief Valentin Hahn, wutkochend: „dacht' ich's doch! mit einem fremden Mannsbild gibt sie sich ab. Aber du sollst mit mir, oder —“

Er wollte durch eine neue Thätlichkeit den abgebrochenen Saz vervollständigen, aber der Mönch und der Malteser drangen jezt beide zugleich auf ihn ein und dekten das Mädchen. Der Angreifer wich zurük nnd ließ ihnen den Weg frei, zumal da er sah, daß sich die Vorübergehenden zu versammeln anfingen. Aber wie die Fremde und ihre Begleiter über den Hof auf die Straße eilten, folgte er ihnen auf dem Fuße, und kaum im Freien angelangt, stieß er einen langen, pfeifenden, seltsam gellenden Ton aus, auf welches Zeichen hin die Perserin am ganzen Körper erbebte. Zugleich stürzten aus dem Schatten eines vorspringenden Portals zwei Männer hervor, die nun, vereint mit Valentin Hahn die Fremde und ihre Beschüzer angriffen.

„Flieh', flieh'! Mädchen!“ rief der Derwisch: „Du weißt wohin, — wir wollen diese Schufte aufhalten. Aber flieh' nur, flieh'!“

Als er so sprach, zog er einen Degen aus seinen Gewändern hervor, und hielt damit die Verfolger von sich ab, die ihm, wie es schien, keinen genügenden Widerstand zu leisten ver-

mochten, weil sie nur mit kurzen Dolchen oder Messern bewaffnet waren. Dennoch aber hatte er einen harten Stand; denn als das Mädchen, seinen Worten gehorchend, pfeilschnell die Straße hinunterfloh, eilte der Malteser, seinen Verbündeten im Stiche lassend, ihr unverweilt nach, und der Mönch, sich an die Mauer zurükziehend, und unaufhörlich die schnellsten und gewandtesten Kreise mit seinem Degen um sich beschreibend, fing schon an im Kampfe zu ermatten. Als er so, sich selbst verloren gebend, nur noch aus Verzweiflung focht, kam eine Abtheilung der Stadtsoldaten daher, und kaum erkanten seine Angreifer die schreienden Farben ihrer Kleider und die langen Hellebarden in ihren Händen, als sie sich eilends nach allen Richtungen hin zerstreuten, so daß der Kampf ohne Sieger und Besiegte endete. Auch der Derwisch verließ jezt schnell seinen Standpunkt, und folgte der Richtung, die die Perserin eingeschlagen. Aber ihre leichte Gestalt war von der Straße verschwunden, und als er den Ort erreichte, wo er sicher glaubte, daß sie eine Zuflucht gesucht und gefunden hätte, traf er auch

hier die Vermißte nicht an. Unruhvoll begab er sich wieder auf die dunkeln, wüsten Straßen, wo jezt nur noch Streit, Trunkenheit und alle andern rohen Laster herschten. Aber als ihn die frühe Meßgloke des Aschermittwochs ermahnte, seine Maske mit seinen gewöhnlichen Kleidern zu vertauschen, hatte er noch immer keine Spur von der Verlorenen entdekt.

Drittes Kapitel.

Die Taube überlistet den Geier.

Eine Stunde nach Mitternacht, also etwa vier Stunden vor dem Zeitpunkt, mit welchem das vorige Kapitel endete, führte der Malteser die zitternde Perserin beinahe mit Gewalt in ein Hinterzimmer eines sehr langen, schmalen, schmuzigen Hauses, welches in einer jener fernen, abgelegenen Quartire Köln's lag, die den meisten der Eingebornen, wenigstens denen, welche die besseren, belebteren Theile der Stadt bewohnen, fast völlig unbekannt sind.

Das Zimmer, in welches der Ritter die Fremde führte, war reinlicher und besser eingerichtet, als man nach dem Schmuze, der Niedrigkeit und Düsterheit der Gänge, die man durchwandern mußte, bevor man das Gemach erreichte, hätte vermuten sollen, obgleich es dennoch keine Gegenstände aufwies, die auf

besondere Schönheit, oder auf guten Geschmack hätten Ansprüche machen können. Der Boden war ziemlich sauber gehalten; in der Mitte des Zimmers stand ein Tisch, der einmal mit irgend einem Firniß überzogen gewesen war, auf welchem aber jezt überall die kreisförmigen Spuren feuchter Kannen und Gläser zurückgeblieben waren. Ein großer, bunter Glasschrank zierte die eine Wand; an einer andern stand ein Ruhebett; und in einem Kamine, den stark vergitterten Fenstern gegenüber, brante ein zwar schwaches Feuer, in Folge dessen aber dennoch eine behagliche Wärme durch das Gemach verbreitet war.

„Lichter her, und Wein, Marthe!“ rief der Malteser der Hauswirthin zu, als sie, nachdem sie den Gästen in das Gemach geleuchtet hatte, die Thüre desselben wieder hinter sich schloß. Dann nahm er seinen Hut ab, legte ihn auf den Tisch, rükte zwei Stühle daran, und sezte sich auf einen derselben, recht mit der Miene eines Menschen, der es sich auf längere Zeit an einem Orte bequem zu machen gedenkt.

„Nun, schöne Kleine!" sagte er in munterem Tone zu seiner Begleiterin, als er sah, daß sie keine Miene machte, seinem Beispiele zu folgen, sondern in der Nähe der Thüre stehen blieb, den Ausdruk der Angst und Verlegenheit auf ihren Zügen: „Nun, bist du nicht müde von dem langen Weg den wir gemacht haben? — Sez' dich her, sez dich! Marthe wird uns schon Etwas besorgen, das dir munden soll. Sie ist gewohnt, Damen zu bedienen, wenn gleich sie bis jezt schwerlich je eine so hübsche sah, als du bist."

Aber so sehr diese Worte auch bezwekten, die junge Fremde zu ermutigen, so schienen sie doch gerade das Gegentheil zu bewirken. Sie konte nur mit Mühe das Zittern unterdrüken, das sich ihrer Glieder bemächtigen wollte, und nach einem vergeblichen Versuch zu sprechen, verstumte sie wieder und verbarg ihr Gesicht in ihren kleinen, zarten Händen.

„Ho, Mädchen, ich glaube du fürchtest dich!" sagte der Malteser, lässig aufstehend und sich ihr nähernd: „Sieh mich an, bin ich denn so schreklich? — Bisher haben mich

die Weiber noch selten furchtbar gefunden."

Der Ritter hatte vollkommen Recht mit seiner Behauptung. Wenige Frauen waren ihm noch begegnet, die ihn nicht liebenswürdig gefunden hätten, und die mehrsten, auf die er gestoßen, waren solcher Art, daß sie ihm mit großer Aufrichtigkeit ihr Wolgefallen an seiner Person und seiner Unterhaltunggabe an den Tag legten. Auch war seine äußere Erscheinung so beschaffen, daß sie ihm leicht die Bewunderung eines großen Theiles des schwächeren Geschlechtes eintrug. Er war von hohem, starkem Wuchse; aber das schöne Ebenmaß seiner Glieder und die natürliche Anmut in allen seinen Bewegungen machten, daß er völlig dem Scheine von Plumpheit und Unbeholfenheit entging, der sonst Männern von seinen Körperverhältnissen so leicht eignet. Sein Kopf, der sich höchst leicht und zierlich aus den Schultern erhob, war mit dunkelbraunem, leicht gekräuselten Haar bedeckt, das jedoch, in der Gegend der Schläfen, bedeutend von seiner früheren Fülle verloren zu haben schien. Seine Züge,

zart und von sanftem, heiterem Ausdrucke, paßten wenig zu einer so herkulischen Gestalt; doch war der Contrast eher überraschend als unangenehm, und die Zartheit und Weiße seiner Haut, so wie die fast frauenhafte Schönheit seines Mundes mit den feinen, gewölbten Lippen und den kleinen Perlenzähnen, verliehen, in Verbindung mit dem muntern und schalkhaften Blik seines hellen, braunen Auges, seinem Gesicht eine auffallende, jedoch etwas weibische Schönheit. Dazu war der Ton seiner Stimme, biegsam und einschmeichelnd, ganz geeignet, sich in ein Ohr zu schleichen, welches sich gerne betrügen lassen mochte; und sein fröhliches und lebhaftes Wesen gewann ihm leicht die Herzen derer, die mehr dem Scherze als dem Nachdenken ergeben waren.

Dennoch schien die angenehme Persönlichkeit des Ritters einen nur wenig günstigen Eindruk auf seine junge Gesellschafterin zu machen. So wie er sich ihr näherte, zog sie sich ängstlich an die Thüre zurük, und sich gewaltsam sammelnd, um seine Anrede zu erwiedern, öffnete sie schon die Lippen, als die Thüre schnell

geöffnet wurde, und die Wirthin mit einer Magd in das Zimmer trat, die Lichter und Erfrischungen brachte.

Die Perserin wollte diesen Augenblik zu schneller Flucht benuzen; aber das Auge des Maltesers bewachte scharf jede ihrer Bewegungen, und ihren Arm ergreifend, flüsterte er ihr zu: „Erzürne mich nicht! du bist in meiner Gewalt, und es ist Niemand in diesem Hause, der dir beistehen würde. Wol aber sind sie Alle bereit meinen Winken zu gehorchen.“

Zitternd und erbleichend ergab sich das Mädchen seinem Willen, und er hielt ihren Arm fest, bis die Aufwärterinnen das Gemach verlassen hatten. Dann schloß er die Thüre ab, nahm den Schlüssel zu sich, und sagte, seinen Stuhl wieder einnehmend, in ziemlich munterer Laune:

„So, nun bin ich sicher, daß du mir nicht entwischen kanst. Komm, sei kein Närrchen! Seze dich zu mir, und lasse diesen guten Sachen ihr Recht widerfahren.“

„Ich weiß nicht, Herr!“ sprach die Fremde, allmälig ihren Mut wiedergewinnend, als sie

sah, daß er das einzige Hülfsmittel war, das ihr blieb: „Ich weiß nicht, Herr, warum Ihr, da Ihr mich doch eben erst gegen fremde Gewalt beschüzt habt, jezt selbst durch Zwang mich ängstigen wollt.“

„Aber wozu will ich dich denn zwingen, Kleine?“ fragte der Ritter: „Ist es denn so schwer, ein Glas Wein zu trinken mit einem Ritter St. Johanns?“

„Herr!“ sagte das Mädchen: „warum schließt Ihr mich ein? — Warum ließt Ihr mich nicht in meines Vaters Haus gehen? — Ich hätte dann Euren großmüthigen Schuz mit ewigem Danke vergolten, während ich jezt Nichts empfinden kann, als Angst und Zagen.“

„Närrchen, warum fürchtest du mich? — Sind die Perserin und der Malteser nicht halbe Landsleute? — Du schienest doch dem finsteren Derwisch zu vertrauen. Mich deucht, er hat weniger gemein mit Jugend und Schönheit, als der muntere Ritter von Lavalette.“

„Ha — aber er ist mein natürlicher Beschüzer!“ rief die Fremde hocherröthend.

„Einerlei — jezt bist du in keines Menschen Schuz, wenn nicht in dem meinigen. Und gewiß, einigen Dank verlang' ich dafür."

„Herr, seid nicht grausam!" flehte die Schöne: „O, wäret Ihr wirklich ein Mitglied des großen Ordens, dessen Kleid Euch schmükt! Ihr würdet dann, als ein ächter Ritter, lieber eine Jungfrau beschüzen, als sie muthwillig ängstigen und verlezen."

„Ha, ha, ha!" lachte der Malteser: „Sie wähnt, ich sei in einem Masken-Aufzuge. — Fehl geschossen, schöne Kleine. Ich bin in Wahrheit der Malteser-Comthur, Hubert von Rembruck."

„Hoher Herr!" rief das Mädchen erschroken und fiel ihm zu Füßen: „Nein — wenn Ihr wirklich der seid, dessen Namen Ihr nent, Ihr könt nicht, Ihr könt nicht diesen stolzen Namen beschimpfen wollen, durch eine Gewaltthat gegen ein so niederes und schuzloses Geschöpf, als ich bin."

„Meinen Namen entehren?" fragte der Ritter: „wie könte ich das durch eine Spielerei mit einem Mädchen, und gar mit einem so

hübschen, als du bist? — Betrachte mich einmal! Tausend Küsse sind schon auf meinen Mund gedrükt worden, von rosigen, frischen Lippen; wer, in aller Welt, möchte sagen, daß er befleckt ist.“

„So wurden sie Euch freiwillig gegeben, Herr Ritter; dann war Eure Schuld weniger schwer. Aber —“

„Nun freilich; Keine war so störrisch wie du. Dennoch aber —“ Und der Ritter beugte sich, um den Naken der noch immer Knieenden zu umfassen und ihren Kopf zu sich emporzuheben. Aber kaum bemerkte sie seine Absicht, als sie aufsprang, eines der Messer ergriff, welche die Wirthin mit den Erfrischungen hereingebracht hatte, und mit gerunzelter Stirn, funkelndem Auge, geöffneter, zukender Lippe und hocherglühten Wangen stand sie dem erstaunten Ritter gegenüber.

Er stand auf und machte einen Schritt gegen sie; aber sie, ohne zurückzuweichen oder zu erzittern, erhob die Klinge in ihrer Hand, wie einen Dolch, und rief ihm gebietend zu:

„Nahe mir nicht! keinen Schritt! — Wenn du den Fuß regst, oder die Hand erhebst, färbt sich diese Klinge mit deinem Blute.“

Der Malteser wurde nicht zornig; er war eher verwundert und überrascht, und die Perserin schien ihm noch ungleich schöner in ihrer zornigen aufgeregten Stimmung, als im Zustande der Ruhe, oder niedergedrückt von den Gefühlen der Angst und Schaam.

„Du bist,“ sagte er: „ungleich andern Weibern, weniger schön in der Sanftmut als im Zorn. Aber zu fürchten kanst du mich nicht machen, und ich fühle mich in diesem Augenblike verliebter in dich, als je.“

„Hüte dich,“ rief sie streng: „zu glauben, mein Zorn sei ein Spiel, und meine Drohung ein leerer Hauch. — Eh' ich es dulde, daß dein Athem mich berührt, opfere ich dein und mein Leben.“

„Dein scharfes Messer und selbst dein lebhafter Mut,“ sagte der Malteser, ganz hingerissen von ihrer erhabenen Schönheit: „würden dir wenig helfen, wollte ich Gewalt brauchen, gegen ein so zartes Wesen, als du bist.

Aber ich fühle es, meine Liebe zu dir ist anderer Art, als alle die leichten und vorübergehenden Neigungen, die sich bisher in meinem Herzen folgten, und ich will nicht das von dir erzwingen, was mich nur dann erfreuen kann, wenn es die Gabe deiner freiwilligen Neigung ist. — Beruhige dich; fürchte keinen weiteren Zwang von mir. Seze dich zu mir, und du wirst sehen, ein Bruder könte dir keine zartere Achtung erweisen, als von diesem Augenblike an Hubert von Rembruk stets gegen dich an Tag legen wird.“

„Ist solch schneller Aenderung wol zu trauen?“ fragte die Perserin: „Und wenn es wäre, welche Gemeinschaft kann sein zwischen dir und mir? — Darum entlaß mich, edler Herr, und vergiß ein armes Geschöpf, dessen Antliz nie vor dein Auge hätte gebracht werden sollen.“

„Damit du siehst, wie ernst mein Wort gemeint war,“ erwiederte der Ritter: „will ich sofort deinen Wunsch erfüllen; zuvor aber nenne mir deinen Namen, und sage mir, wo deines Vaters Haus ist.“

„Warum, Herr!“ entgegnete das Mädchen: „soll der Klang meines geringen Namens dein erlauchtes Ohr beschweren? und das Dach meines Vaters ist zu niedrig, um einen so hohen Gast zu bewirthen.“

„Dennoch,“ beharrte der Ritter: „erfülle meinen Wunsch; und wenn du mir nicht sagen willst, welche Gegend der Stadt so glücklich ist, deine Wohnung zu sein, so nenne mir wenigstens deinen Namen, der nicht anders als schön und sanft sein kann.“

„Man nent mich Columba,“ sagte die Fremde, ein Licht vom Tische nehmend: „und nun gib mir den Schlüssel, Herr; — nein, ich selbst will die Thüre öffnen, und du sollst mir nicht folgen, bevor ich den Gang betreten habe.“

Ganz bezwungen von ihrem Reize und überwältigt von der ruhigen Würde ihres Benehmens, übergab der Ritter ihr den Schlüssel und fügte sich völlig ihren Wünschen. Sie öffnete die Thüre, zog aber sogleich den Schlüssel wieder heraus; und, in den Gang tretend, eh' der Ritter ihr folgen konte, schloß sie das

Gemach von Außen wieder ab, und eilte, das Licht und den Schlüssel in der Linken, das Messer immer noch in der Rechten, mit leichten, flüchtigen Schritten den Gang hinab. Sie legte glücklich, ohne Jemanden zu begegnen, den ersten zurück, und schwächer schon tönte ihrem Ohr das Toben und Rufen des eingesperrten Ritters, als sie, eine kleine Treppe ersteigend, welche in den zweiten, mit der Straße in Verbindung stehenden Gang führte, die Wirthin erblikte, die, aus einem erleuchteten Zimmer kommend, aus welchem Lärm und wilder Gesang erscholl, sich tappend den Gang heraufbewegte. Entschlossen löschte sie ihr Licht aus, und schlich an der Wand hin, dem Eingange zu, der, wie sie bemerkt hatte, offen stand. Als sie in die Nähe der Wirthin kam, hörte sie dieselbe mit schwerer Zunge murmeln: „Lärm im hintern Zimmer! — das Täubchen sperrt sich. Das ist immer der Anfang solcher Geschichten.“ Ermutigt schlüpfte sie an der Taumelnden vorüber, die, sie bemerkend, ihr stammelnd zurief: „Hanne, bring' mir ein Licht; ich will nach dem Burgunderfasse sehen.“

Aber noch hatte sie den Saz nicht beendet, als die Perserin die Thüre erreichte, und sofort, die Straße gewinnend, schnell zu fliehen begann; obgleich sie selbst lange Zeit nicht wußte, wohin die Richtung, die sie eingeschlagen, sie brachte, noch in welcher Gegend der Stadt sie sich befand.

Viertes Kapitel.

Die Hütte der armen Agnes.

Die Nacht fing schon an in den Morgen überzugehen, als Columba — nennen wir sie mit dem Namen, den sie selbst als den ihrigen angab — das Kirchspiel von St. Mauricius erreichte, und hier, als in einer, ihr wolbekanten Gegend, mäßigte sie ihren, bisher beflügelten Schritt. Sie schlug eine Straße ein, welche, wo möglich, noch elender und schmuziger war, als die, wo die Hütte Guntrams stand, und an die Thüre des erbärmlichsten der elenden Häuser, die diese Gasse bildeten, pochte sie an.

„Columba, bist du es?“ fragte eine leise, freundliche Stimme; und als die Anklopfende diese Frage bejahte, ward ihr sofort die Thüre geöffnet, und sie trat schnell, obwol nicht ohne

ein Gefühl von Widerwillen in die erbärmliche Hütte.

Hier empfing sie ein junges Mädchen, bleich, elend, in Lumpen gehüllt, und ihre Schritte unterstüzend durch ein Paar große Krüken, mit deren Hülfe sie sich gleichwol nur langsam und mühselig von der Stelle zu bewegen vermochte. Dies arme Geschöpf, das in so zarter Jugend — sie zählte noch nicht achtzehn Jahre — schon so grenzenlos elend war, hatte von der Natur nicht eine einzige jener Gaben empfangen, deren vereinter Besiz so beneidenswerth ist, und deren einige der Mensch so nothwendig bedarf, um glüklich zu sein. Der Schönheit, der Anmut, ach, und des besten Gutes — der Gesundheit — entbehrte sie so völlig, daß sie niemals empfunden hatte, was Jugend und Frohsinn seien. Ihre Gestalt war verkrüppelt und verrenkt; ihre Glieder waren steif und voll Schmerzen, und ihre Brust, wenn auch auf Stunden frei von erstikenden Krämpfen, war doch der Siz eines fressenden Geschwüres, das ihr für die Gegenwart immerwährende Qualen, für die Zukunft einen gewissen Tod bereitete.

Dennoch barg diese arme Brust ein Herz, so edel und rein, daß der Besiz desselben die größte Königin höher geehrt haben würde, als selbst der Besiz ihrer Krone. Ueber Alles zart und sanft waren die Empfindungen dieses unglüklichen Wesens. Diese kranke Brust war ein Tempel der Redlichkeit, der Treue, der Liebe, der Großmut und sogar des edelsten Stolzes; und der Geist, der diese elende, jammervolle Hülle beseelte, vernachläßigt und niedergedrükt, wie er war, gab dennoch nie einem niedrigen oder unedeln Gedanken, einem unlautern oder selbstsüchtigen Wunsche Raum. Das Gesicht dieses Mädchens, von Schmerzen verzert, und mit jenem unbeschreiblichen Zug von Qual und Grämlichkeit bezeichnet, der nie in dem Antliz solcher Personen zu verkennen ist, die, in Folge großer, körperlicher Gebrechen, jahrelang und heftig leiden, zeigte eben so wenig eine Spur von Lieblichkeit als von Blüte; dennoch lag in dem stillen, großen Auge ein Ausdruk von Verstand, der wirklich überraschend erschien, und ein Ausdruk von Ruhe und Würde, der selbst oft den Rohen und Boshaften Achtung abnöthigte.

In diesem tiefen, ernsten Blik sprach sich der Mut aus, der selbst oft dem Helden des Schlachtfeldes, ja, sogar dem Fürsten der Wissenschaft mangelt, der Mut zu leiden.

Als Columba vor diesem Mädchen stand — einem Wesen, so weit verschieden von ihr, der stralenden Schönheit — reichte sie ihr freundlich und vertraulich ihre Hand und sagte mit liebevollem Tone, während ein Zug herzlichen Mitleids ihr anmutiges Gesicht noch verschönerte. „Guten Morgen, theure Agnes! wie geht es dir? bist du allein?"

„Ich bin nicht übler auf als sonst," erwiederte das arme Mädchen: „und ich bin die ganze Nacht allein gewesen. Sie sind alle im „rothen Hahn" um zu trinken, und ich glaube, sie werden schwerlich heimkommen, bevor die Domgloken den Aschermittwoch einläuten."

„Gesegnet seist du für deine Worte! Kanst du mir für heute einen Bettleranzug von einer deiner Schwestern leihen? Diesen Abend bringe ich ihn dir zurük."

„Ich kann es; und ich bin glüklich, daß du auch einmal eine kleine Gefälligkeit von mir

verlangst, du, die mir so unzählig viele erwiesen hat. Aber deine schönen Kleider!“

„Du mußt sie verbergen, Agnes, vorsichtig verbergen; so verbergen, daß kein Auge sie sieht.“

„Es soll geschehen. Hier ist das Bettlergewand. Willst du dich umkleiden?“

„Ja, schnell, schnell! — Hier — nimm den Turban, die Perlen — die gestikten Schuhe — die Schlurren deiner Schwester sind mir viel zu groß — lege das Seidenzeug fort — aber vorsichtig, daß Niemand es finde.“

Unter dem Sprechen entkleidete sich Columba, während Agnes ihren Perser-Anzug auf dem Boden einer alten, in einer Eke stehenden Kiste verbarg, und bald stand ihr schöner Besuch in dem schmuzigen, elenden Aufzuge da, wie ihn gewöhnlich die Weiber zur Schau trugen, die sich's zum Gewerbe machten, vom Morgen bis in die Nacht an den Kirchenthüren die Mildthätigkeit der Vorübergehenden anzuflehen. Ein enger, kurzer, zerlumpter Rok von ungefärbtem Wollenzeuge und ein langer, dunkler, farbloser Mantel, der aber gewöhnlich

zu enge war, um zusammengezogen werden zu können, nebst einem bahrtuch-artigen Ueberwurf von schwarzer Sarsche, den sie, nach Art eines Schleiers um den Kopf schlugen, machten gewöhnlich die Hauptbestandtheile des Puzes solcher Weiber aus, und mit einem derartigen Anzuge hatte jezt Columba ihre zierliche, reizende, morgenländische Tracht vertauscht.

„Hast du einen Tropfen Wein für mich, oder auch nur Wasser?“ bat Columba, sich ermattet auf eine rohe, hölzerne Kiste niederlassend: „ich verschmachte beinahe vor Durst.“

„Hier ist Wein;“ sagte Agnes: „aber sage mir, Columba, was ist es mit diesem seltsamen Anzuge? und weßhalb komst du heute so früh — oder soll ich sagen so spät — zu mir?“

„Du weißt, Agnes,“ erwiederte Columba: „wie Donat von Trier —“ Ein heftiges Klopfen an der Thüre unterbrach sie und lärmende, trunkene Stimmen begehrten Einlaß. Agnes unterschied unter denselben die ihres Vaters und ihres Bruders, und öffnete sofort die Thüre. Ein roher, und wüster Haufen — Männer und Weiber — stürmte in die Hütte, und der

Anführer der wilden Rotte, der Herr des Hauses, befahl seinem Sohne und seinen beiden, ältesten Töchtern, die sich mit unter dem Zuge befanden, herbeizuschaffen, was das Haus vermöchte; der Durst der Gäste, sagte er, sei weit noch nicht gestillt, und sie wollten trinken, und wenn tausendmal der Aschermittwoch käme.

Columba hatte sich in einen Winkel zurückgezogen, um zu warten, bis Jeder seinen Plaz eingenommen hätte, und dann schnell zu entschlüpfen. Und vielleicht hätte sie dieses Vorhaben auch ungehindert ausgeführt, weil jeder der Anwesenden zu viel mit seinem eigenen, schweren Kopf zu thun hatte, um auf etwas so gleichgültiges, wie die Entfernung einer Bettlerin zu achten. Aber der, dem sie am Wenigsten hätte begegnen sollen, Valentin Hahn, war unter den Neuangekommenen, und kaum ward er der armen Agnes ansichtig, als er auch begann, sie auf eine rohe Weise zu verhöhnen.

Anfangs drükte sich Columba noch tiefer in ihren Winkel, und verhüllte sich vorsichtig das

Gesicht, obgleich sie innerlich brante und zukte vor Zorn über die unmenschliche Behandlung, die einem so mitleidwerthen Geschöpfe, wie Agnes war, widerfuhr. Als aber der Bösewicht, nicht zufrieden, die Unglükliche zum Gegenstande des rohen Spottes aller Anwesenden, sogar ihrer nächsten Verwandten, gemacht zu haben, ihr ihre Krüken entriß, und die Zusammenstürzende damit stieß und schlug, da vergaß Columba, in gerechter Entrüstung aufwallend, jeder Sorge für ihre eigene Sicherheit, und ihr Haupt enthüllend, stand sie plözlich mit funkelndem Auge und zornbebender Lippe dem Bettler gegenüber.

Er prallte zurück, wie vor einem Gespenste, und schien alle Fassung verloren zu haben. Auch die übrigen Gäste schienen das Mädchen zu kennen, denn von allen Seiten lud man sie ein, an dem Gelage Theil zu nehmen. Sie schien aber auf die lärmende Einladung wenig zu achten, sondern sich dem Valentin Hahn nähernd, entwand sie ihm unversehens eine der Krüken, und trat zwischen ihn und den unglüklichen Gegenstand seiner boshaften Spöttereien.

„Ha, zum T.....l mit der Dirne!“ brüllte der Bettler: „Du sollst nicht meinen, daß du thun darfst, was du willst, und daß ich nach deiner Pfeife tanzen soll.“ Und er machte wieder eine Bewegung gegen das arme Opfer seines teuflischen Mutwillens hin.

„Gemach, Valentin Hahn, gemach!“ sagte Columba, mit großer Ruhe ihm den Weg vertretend: „Ihr seid hier nicht auf der Treppe des Gürzenich, und ich fürchte hier weder Aufsehen noch Lärm.“

„Ha!“ rief Hahn in beinah heulendem Tone: „Du erinnerst mich noch daran? — Verd.... Hexe, den Streich sollst du büßen!“

Columba hatte ihren Zweck in so weit erreicht, als jezt die Aufmerksamkeit ihres Peinigers, und auch aller übrigen Anwesenden, von der armen Agnes abgelenkt war, und sie gab dem Mädchen jezt einen verstolenen Wink, sich in die Nebenkammer zurükzuziehen. Aber das treue Geschöpf wollte nicht von der Stelle weichen, bis alle Gefahr für Columba vorüber sein würde.

„Welchen Streich soll ich büßen?“ fragte diese spöttisch den wutschnaubenden Valentin: „Hast du ein Recht auf meine Schritte zu achten, oder mich zu bestrafen, wenn sie dir nicht gefallen?“

„Hab' ich kein Recht dazu?“ tobte der Unhold: „Du bist mir anverlobt, und ich soll sehen, wie du mit fremdem Volk in Maskenkleidern herumziehst? — Der Henker soll mich holen, wenn ich's noch einmal thue!“

„Hast auch keine Noth dafür;“ erwiederte Columba verächtlich: „der Fasching ist zu Ende.“

„Ich will aber wissen, mit wem du diese Nacht auf dem Gürzenich warst!“

„Und ich will es nicht sagen!“ antwortete Columba kurz.

„Dirn'! reize mich nicht! oder du sollst's bereuen, sobald du mein Weib bist.“

„Das wird nie sein!“ sagte Columba trocken.

„Zum T....l! Dein Vater hat's beschworen!“

„Und ich hab' es abgeschworen," erwiederte Columba, ihm den Rüken wendend, und schritt der Thüre zu. Er vertrat ihr den Weg; aber seinen wankenden Schritt und alle andern Zeichen eines schweren Rausches an ihm bemerkend, stieß sie ihn mit der Krüke, so daß er zu Boden taumelte, und über ihn wegschreitend verließ sie die Hütte, während er, durch seine Trunkenheit und seinen Fall betäubt, ein dumpfes, thierisches Brüllen ausstieß, und konvulsivisch zu zuken begann, worauf bald ein heftiger Anfall von Epilepsie (einem Uebel, dem er häufig unterworfen war) folgte. Dieser Unfall, weit entfernt das Mitleid der Anwesenden zu erweken, diente blos dazu, ihrer Spottlust eine veränderte Richtung zu geben. Das rohe Gelächter der ganzen, wüsten Rotte erscholl jezt auf Kosten Desjenigen, der zuvor auf eine so boshafte Weise bemüht gewesen war, es zu erregen, und Agnes, vergessen und ungehindert, nahm diesen Augenblik wahr, um unbemerkt in die Nebenkammer zu schlüpfen.

Fünftes Kapitel.

Columba ihren Verwandten gegenüber.

Unter dem Lauten der Frühgloken trat Columba in die Hütte Guntram Franks, gerade in dem Augenblik, als er sich rüstete, seinen Weg nach St. Severin anzutreten.

„Guten Morgen, Großvater!“ sagte sie: „willst du schon ausgehen?“

„Ha, die wilde Dirne!“ rief der Alte zornig aus: „Wo hast du dich herumgetrieben? — Valentin Hahn war hier, mitten in der Nacht, und hat einen Lärm aufgeschlagen über dich, daß Einem Hören und Sehen verging.“

„Seht doch!“ sagte Columba: „Ihr habt ihm doch tüchtig geantwortet?“

„Geantwortet? — Ich weiß nicht, wie ich deine wilden Streiche gegen ihn verantworten soll.“

„Ist auch nicht nöthig. Er hat Nichts darüber zu sagen!“

„Gott soll dich verfluchen, Dirne, wenn du einmal solche Worte gegen ihn gebrauchst!“

„Ich hab's schon gethan;“ sagte Columba, unerschüttert bei der Wut ihres Großvaters, der, auf's Heftigste aufgebracht, anfing zu lärmen und zu toben, mit seinem Bettelstabe auf den Tisch schlug, Stühle und andere Hausgeräthschaften untereinander warf, und dabei ein Geschrei erhob, als wenn er den Einsturz des Himmels befürchtete.

Seine schöne Enkelin stand ruhig, die Arme gekreuzt, den Kopf mit einem Ausdruk von Verachtung auf den Naken zurückgebogen, mitten in all' diesem Lärm. Endlich öffnete sich die Kammerthüre, und mit bloßem Haupt und bloßen Füßen, nur halb bekleidet, kam Ursula Frank zum Vorschein.

„Was für ein Satanslärm ist hier!“ schrie sie: „Ihr solltet Einem ja glauben machen, das Haus stände in Brand. Ha, die verlaufene Dirn'! Sprich, mit wem bist du diese Nacht auf dem Gürzenich gewesen? — Das

hat hier einen schönen Spektakel mit dem rothen Valentin gesezt."

Columba schwieg unbeweglich, und die Wut der beiden Alten stieg auf's Höchste, und schon wollten sie das Mädchen durch Thätlichkeiten zum Geständnisse zwingen, als diese plötzlich sagte: „Nun, seid nur ruhig: ich kann es Euch auch sagen — ich war dort mit Hubert von Rembruck, dem Malteser-Comthur."

„Heiliger Gott! und lügst du nicht?" rief Ursula, vor Staunen ganz außer sich.

„Mit dem Malteser-Comthur?" fragte, beinahe eben so verwundert, der Alte.

„Nun, warum soll ich lügen?" fragte Columba: „fragt nur Valentin Hahn selber darnach."

„Er sagte es; aber er glaubte, es sei nur ein verkleideter Ritter;" bemerkte der Alte.

„Nein, es war der edle Herr von Rembruck selbst; und als sie mich auf dem Gürzenich zum Tanze zwingen wollten, gebot er den Zunftmeistern und Gesellen, mich frei zu lassen, und sie gehorchten Alle seinem Willen."

„Aber es ist auch noch ein Mönch da gewesen; wer war der?“ fragte Ursula neugierig.

„Der war verkleidet, und Niemand hat sein Gesicht gesehen;“ erwiederte Columba.

„Nun an dem Mönche liegt Nichts — es wird ein Freund oder Diener des Ritters gewesen sein,“ meinte Frank: „aber, mein Mädchen, der Comthur, that er freundlich mit dir?“

Ein Ausdruk von Schmerz und von bitterer Verachtung trat auf die Lippe der jungen Columba. „Was meint Ihr, Vater?“ fragte sie in hartem Tone.

„Nun, sei nicht so unwirsch, Kleine; ich dachte, ob du ihm gefielest? Der Valentin sagte, du habest so schöne Kleider getragen.“

„Ja, Großvater, schöne Kleider — aber ich trug sie, weil's Fastnacht war — nicht als ein Fallstrik für den Comthur.“

„Nein, Mädel! ich meine auch nicht, daß du ihn verführen sollst. Wenn er mit dir gesprochen, und dir Recht verschafft hat auf dem

Tanzboden, so wird der edle Herr schon selbst gesehen haben, daß du schöne Augen und rothe Lippen hast.“

„Er hat es gesehen — und was weiter?“ — fragte Columba in scharfem Tone, der den Alten so verlegen machte, daß er nicht wußte, was er erwiedern sollte.

„Nun,“ sagte Ursula, ihrem Bruder zu Hülfe kommend: „Frank meint, der Ritter könne später auch noch einmal zum Zeitvertreibe mit dir kosen und tändeln wollen; — große Herren haben oft Langeweile, und sie bezahlen Diejenigen theuer, die ihnen dieselbe verkürzen.“

„Verlaßt Euch darauf, auf die Weise werde ich Euch nie einen rothen Heller in's Haus bringen. Das elende Schicksal meiner Mutter ist eine furchtbare Warnung für ihr Kind.“ Mit diesen, in bitterer Entrüstung ausgesprochenen Worten, wandte sich Columba, und wollte das Haus verlassen, und der alte Guntram, den irgend eine schreckliche Erinnerung ganz zu überwältigen schien, sank kraftlos auf einen

Stuhl, und widersezte sich ihrem Weggehen nicht. Ursula aber eilte sie zurükzuhalten, denn sie dachte durch Freundlichkeit und Schmeicheleien doch endlich noch den Kopf des eigensinnigen Mädchens zu beugen, wie sie's nante. Daher ergriff sie Columba's Hand, zog sie an den Tisch und sagte, mit so herzlichem Tone, als ihr möglich war:

„Laß gut sein, Mädchen. Du magst wol klüger sein, als wir, und wir wollen dich zu Nichts zwingen. — Geht nur, Frank, geht: es ist Zeit, daß Ihr nach St. Severin komt. Wart', ich will dir ein Frühstück geben, Mädchen; und dann will ich mich selbst diesen Morgen an die Thüre von St. Columba sezen, und du kanst zu Hause bleiben und schlafen, oder thun, was du willst, bis Mittag, wenn du nur zusiehst, daß wir etwas Warmes finden, wen wir heimkommen; eine Suppe, oder ein Brätchen. Hörst du, Kind? Sorge dafür."

Unter dieser Rede stellte die Jungfer Frank ein Frühstük für ihre Nichte zurecht, und nachdem sie selbst an demselben Theil genommen,

warf sie eilig einen Bettlermantel und ein Kopftuch über, und verließ die Hütte, mit der wiederholten Weisung an ihren Bruder, sich nun auch bald an seinen Posten zu begeben, und mit dem Befehle an Columba, die Thüre in ihrer Abwesenheit wol verschlossen zu halten.

Der alte Bettler von St. Severin blieb noch einige Minuten, nachdem sie sich entfernt hatte, regungslos und in finsteres Brüten versunken, auf seinem Stuhle, und als er sich endlich mit einem tiefen, unterdrükten Stöhnen erhob, und die Hütte verließ, geschah es ohne Abschied von seiner Enkelin, und ganz mit dem Wesen eines Menschen, der, von einem qualvollen Traume befangen, Nichts von der Wirklichkeit wahrzunehmen vermag. Es war nicht das erste Mal, daß Columba ihren Großvater in einem solchen Zustande sah, und sie wußte, daß er immer schnell vorüber ging, ohne auch nur eine Spur seines Dagewesenseins zu hinterlassen. Dennoch trat sie bei seinem Weggehen unter die Thüre der Hütte, und blikte dem alten Manne so lange mit ei-

ner Mischung von Grauen und Besorgniß nach, bis er ihr in der engen und gewundenen Gasse aus den Augen verschwand.

Sechstes Kapitel.

Das Haus und die Person einer vornehmen Dame. Ihre Erziehung und ihr Charakter.

Zur Zeit, in welche die hier erzählte Geschichte fällt, stand auf dem Neumarkt zu Köln, an der Stelle wo jezt die Caserne und die Offizier-Wohnung sich befinden, ein altes, weitläufiges, unregelmäßes Gebäude, dessen Aeußeres viele Aehnlichkeit mit einem Theile einer alten Burg hatte. Der Vorplaz dieses Hauses war durch Thor und Mauer von der Straße getrent, und zu beiden Seiten von niedrigen, zu Ställen und Wohnungen für die Dienerschaft eingerichteten Gebäuden eingefaßt. Das Haupthaus, mit seinen vielen, höchst unregelmäßig angebrachten, verschiedenartigen Fenstern, den vorspringenden Giebeln und pfefferbüchsen-förmigen Thürmchen mit den rostigen

Wetterfahnen, sah so sehr einem adeligen Raubneste ähnlich, daß man sich fast wunderte, daß diesem Bau die Wälle, die Gräben und die diken Mauerthürme fehlten, die ein so nothwendiger Bestandtheil einer ächten Ritterburg sind.

Das Innere dieses seltsamen Hauses stand in vollkommenem Widerspruch mit der Außenseite. Da war nichts Alterthümliches, nichts Düsteres oder Geschmakloses. Die Treppen, die Vorsäle, die Schlafgemächer, die Speisehalle, der Bankettsaal und die heiteren Privatgemächer, alle waren sie mit ausgesuchter Pracht und mit dem feinsten Geschmake dekorirt. Die kostbaren Tapeten, die schweren, seidenen Vorhänge, die ausländischen Teppiche standen in der genauesten Uebereinstimmung mit den kostbaren Meubles und Geräthschaften, die die Gemächer zierten, und Alles im Hause, bis auf die geringfügigsten Kleinigkeiten, gab Zeugniß von dem Reichthume und der Prachtliebe der Besizerin.

Diese befand sich am Morgen des Aschermittwochs allein in demjenigen Gemache ihres

Hauses, welches ihr gewöhnlicher und liebster Aufenthalt war. Das Zimmer war nicht sehr groß, aber hoch und hell. Die Wände waren mit schweren, himmelblauen Seidenstoffen, der Boden mit einem Teppich von Smyrna bedekt. Die Sessel und Sopha's waren mit Purpursammet überkleidet, und die Vorhänge an den hohen, bogenförmigen Fenstern waren von gleicher Farbe und gleichem Stoff. Ein Bücherschrank von Ebenholz, vor dem der Sammetvorhang auf die Seite geschoben war, war mit Büchern von mancherlei Gattung in glänzenden, prächtigen Einbänden gefüllt. Ueber dem marmornen Kamin befand sich ein Gemälde — Venus und Mars — ein köstliches Kunstwerk; aber es war ein viel zu üppiges Stück für das Zimmer einer Frau. Ein silberner Tisch von ungewöhnlicher Größe trug ein kostbares Schreibgeräthe; ein anderer, kleinerer war mit verschiedenen, unvollendeten, weiblichen Arbeiten bedekt, und in einem der Fenster hing, in einem goldenen Käfig, einer jener ostindischen Vögel, deren schimmernde Farben und krächzende Stimme früher selten in

dem Puzzimmer einer großen Dame fehlten.

In einem der Sopha's lehnte die Bewohnerin des glänzenden Gemaches, ein Wesen, wol geeignet, alle die Anforderungen zu erfüllen, welche die Welt an die Besizer hohen Ranges und großer Reichthümer zu machen pflegt. Die Gräfin Emerentia von Adenau hatte ihr vierundzwanzigstes Jahr noch nicht völlig zurükgelegt, und sie schien noch jünger, als sie war. Ihr Verstand war hell und scharf, und ihr Geist, nach den Begriffen der damaligen Zeit, hoch gebildet. Sie besaß einen brennenden Ehrgeiz, große Schlauheit und viele Energie; aber so reich ihr Kopf begabt war, so vernachläßigt war ihr Herz, und so ruhig und gleichmütig ihr Wesen, d. h. die Außenseite desselben, erschien, so zügellos waren in Wahrheit ihre geheimen Leidenschaften. In ihrer Kindheit schon hatte sie ihre Mutter verloren, und ihr Vater, der Graf von Adenau, ein ehrgeiziger, abenteuerlustiger Mann, nahm Dienste unter den östreichischen Truppen, focht tapfer gegen Oestreichs Erbfeinde, die Türken,

und später gegen Ludwig XIV., und überließ die Erziehung seiner einzigen Tochter dem Bruder seiner verstorbenen Gattin, dem Churfürsten von Köln. An dem üppigen Hofe dieses prachtliebenden und leichtsinnigen Fürsten waren die Kindheit und Jugend der Gräfin von Adenau verflossen, und umgeben von geistreichen, aber frivolen Männern, vornehmen und herzlosen Frauen, leichtfertigen, italienischen Sängerinnen und wandernden Künstlern, hatte ihr thätiger, schnellfassender Geist zwar manches Feld des Wissens angebaut, aber ihre üppige Phantasie war auch mit schimmernden und verführerischen Bildern von Ruhm und weltlichem Glüke erfüllt worden, und ihr ehrgeiziges Herz lernte sich eifrig mit Allem beschäftigen, was ihr zur Förderung irgend eines geheimen Planes oder selbstsüchtigen Zwekes dienlich schien; das aber blieb aus ihren Gedanken und Empfindungen ausgeschlossen, was eigentlich allein des Weibes Herz erfüllen sollte, ächte Liebe und wahre Religiosität.

Etwa drei Jahre vor dem Zeitpunkte, von welchem wir jezt reden, hatte die junge Gräfin

auch ihren Vater — (er fiel bei Speier, in einem unglüklichen Gefecht gegen den Herzog von Crequi) — verloren, und durch diesen Todesfall wurde sie die alleinige Gebieterin glänzender Reichthümer und ausgedehnter Besizungen. Es konte nicht fehlen, daß sich viele Bewerber um die Hand der jungen Erbin fanden; aber Emerentia's Stolz und Kälte räumten Keinem einen Vorzug ein, und sie behandelte die vielen Verehrer ihrer Schönheit und ihres Reichthumes mit all' der spottenden, verachtenden Launenhaftigkeit, in die eine Schöne, die zugleich kokett und reich ist, so leicht verfällt.

Wenn wir bisher nicht von ihrer Schönheit sprachen, so geschah dies nicht, weil dieselbe nicht auf gleicher Stufe gestanden hätte mit den andern Vorzügen, womit Natur und Glük sie so reichlich ausgestattet hatten. Ihre äußere Erscheinung war vielmehr solcher Art, daß sie ihr unter allen Umständen und in jedem Stande die Aufmerksamkeit und das Wolwollen Anderer erworben hätte. Wie gut paßten ihr stolzer Kopf und ihre edle Haltung zu ihrer hohen, fürstlichen Gestalt; aber es war beinah überra-

schend, daß so stolze und adlerartige Züge gleichsam bestralt wurden von Augen vom reinsten, klarsten Blau, und gemildert durch eine Fülle von Loken, so reich, so glänzend, so blond, wie man sie selten sieht, außer auf dem Köpfchen eines jener zarten, lieblichen Kinder, deren ganze Erscheinung uns an das Bild d:s sanften Jüngers der Liebe gemahnt. Wenn je irgend ein Zweifel gegen die Vollkommenheit dieser Schönheit hätte erhoben werden können, so hätte es wegen des natürlichen Ausdrukes ihres Antlizes geschehen müssen. Diese klaren Linien, die im reinsten Ebenmaße gebildet waren, sprachen eine solche eisige Kälte, eine so theilnahmlose, ununterbrochene Ruhe aus, daß man sie bei jeder andern Frau seelenlos, vielleicht sogar dumm genant haben würde. Aber Emerentia's geistreicher, stralender Blik, und mehr noch der Ausdruk ihres Mundes, in welchem sich ein zwar spöttischer und boshafter, aber lebhafter und scharfer Geist kund gab, widerlegten dies Urtheil völlig und unwidersprechlich. Diese schönen Züge sprachen wol Härte, nicht aber Leere aus.

Nie aber war Emerentia noch so schön gewesen, als in dem Augenblike, wo wir sie zuerst vor das Auge unseres Lesers führen. Ein Anflug von Nachdenken und Schwermut verlieh ihrem königlichen Antlize einen sanfteren und weiblicheren Ausdruk, als es gewöhnlich trug; und obgleich der Quell, dem dieses Nachsinnen entsprang, weder rein, noch auch von solcher Art war, daß ihn eine etwas bedenklichere Frau vor sich selbst hätte entschuldigen mögen, so lag darin doch etwas den gewöhnlichen, milderen und zärtlichen Gefühlen der Jugend Verwandtes, und es erwekte Empfindungen in der Brust der stolzen Gräfin, die bisher ihrem weltlichen Gemüte völlig fremd und unbekant geblieben waren, und an deren Bekämpfung sie wenigstens zur Zeit noch durchaus nicht dachte.

Als sie so sann, wurde die Thüre des Gemaches leise geöffnet, und ein Mädchen, dessen dunkles, schweres Haar und scharf ausgeprägte Gesichtszüge sie als die Tochter eines südlichern Himmelsstrichs bezeichneten, trat mit lautlosem Schritte in das Gemach. Sie war die Lieb-

lingsdienerin der Gräfin, eine Lautenspielerin aus Pavia, deren Verschlagenheit und Brauchbarkeit zur Beförderung geheimer Pläne und listig ersonnener Intriguen aber mehr dazu beitrugen, ihr die Gunst ihrer Gebieterin zu sichern, als die Uebung ihrer Kunst, in welcher sie gleichwol eine ziemliche Meisterschaft erlangt hatte.

„Bist du es, Electa?“ sagte die Gräfin verdrießlich, das Mädchen bemerkend: „Nun, dein Gesicht sieht aus wie ein versiegelter Brief voll Neuigkeiten. Aber ich habe jezt nicht Lust auf Stadtgeschwäze und Faschingspossen zu hören. Erspare sie für ein andermal.“

„Verzeiht, Signora!“ erwiederte die Dienerin: „Ich habe eine Botschaft für meine holde Herrin, so willkommen, wie das erste Veilchen dem Frühling.“

„Ha — weißt du Etwas von ihm?“

„So ist es. — Ich hatte dem Ritter von Riembruck Eure Botschaft bestellt, daß Ihr ihn heute nicht sehen wolltet — nein, seid nicht ungeduldig, Signora; er lernt sich in sein Unglük fügen, und nahm heute Euer Verbannung-

Urtheil mit geringerer Verzweiflung auf, als gestern —“

„Von ihm, von ihm sollst du sprechen,“ rief die Dame voll Ungeduld; ihre Wangen glühten, und das zarte, blaue Geäder auf ihrer Stirn färbte sich dunkler.

„Ja, von ihm!“ wiederholte die Lautenschlägerin: „Als ich heimkehrend über die Ehrenstraße ging, bemerkte ich einen Mann in einen Mantel gehüllt, der eine Strekke vor mir voraus war, und an Gestalt und Gang ihm völlig glich. Ich beeile meine Schritte, und als ich an ihm vorbei kam, erkante ich auch sein Gesicht — es gibt nur Ein so schönes, männliches Gesicht in dieser dumpfen Stadt. — Ich schlüpfte nun in eine Nebengasse, wo ich so lange blieb, bis er an derselben vorüberging; dann folgte ich ihm, Straß auf, Straße ab, bis er endlich auf dem Altenmarkte in eines der seltsamen, hohen Häuser trat — du kenst sie wol, Signora. — Nach einer Weile klopfte ich selbst dort an, und fragte den Diener — er war entsezlich alt und grießgrämig — nun Contessa, ich will es ja sagen, was ich ihn frag-

te — ich fragte, ob nicht der Student Max Ferner, ich nante den ersten, besten Namen, der mir einfiel, so eben in dies Haus gegangen sei? ich hätte einen Brief an ihn zu bestellen. Der Alte widersprach mir; er kenne einen solchen Herrn nicht. Ich behauptete, es sei doch wahr; es sei ein junger Herr in dies Haus gegangen, der gerade ein solches Gesicht und solche Kleider habe, wie der Max Ferner; er solle ihn nur rufen. Da wurde der Alte grob, schwur, daß der Herr, der bei seinem Herrn sei, kein Student, sondern ein Maler wäre, und nicht Max Ferner, sondern Donat von Trier heiße, und schlug mir die Thüre ins Gesicht zu. Ich lachte ihn aus, denn ich wußte nun, was ich wissen mußte, und ich eilte hierher, um Ew. Gnaden es zu berichten."

„Du bist ein schlaues Mädchen, Elekta," sagte die Dame freundlich, ein kleines Goldkettchen von ihrem Halse lösend, und es um den bräunlichen, aber schönen Naken ihrer Dienerin schlingend. „Donat von Trier heißt er? — Wahrlich, ein hübscher Name; — Donat! — ich wüßte nicht, wie er anders heißen sollte, als

Donat. Aber ach! — es ist noch wenig gewonnen, wenn wir nichts weiter von ihm wissen, als seinen Namen.“

„Meine Signora vergißt, daß der Alte sagte, er sei ein Maler.“

„Wahr; und das erleichtert die Sache unendlich. Ein Maler — wie leicht ist da die Bekantschaft gemacht. Ich brauche ihn nur herzubestellen, um mich malen zu lassen. Elekta —“

„Meine Herrin bedenkt nicht, daß ich nicht weiß, wo er wohnt.“

Die Gräfin runzelte ungeduldig die Stirne, stampfte mit dem kleinen Fuße den Boden und schleuderte, ganz mit der heftigen Weise eines ungezogenen Kindes, nacheinander alle, auf ihrem Arbeittischchen liegenden Gegenstände durch das Gemach.

„Ich will seine Wohnung zu erkunden suchen, Signora,“ sagte die Zofe, die Stikereien, Kästchen und Büchschen wieder aufhebend und an ihren Plaz bringend: „Und wenn ich ihn aufgefunden habe, soll ich ihn herbestellen, um Ew. Gnaden zu malen?“

Die Stirn Emerentia's erheiterte sich, aber ehe sie noch Zeit hatte, ihrer Dienerin Frage zu beantworten, trat ein Diener des Churfürsten ein, meldend, daß der erlauchte Oheim der Gräfin sie bei sich zum Diner erwarte; der gefeierte Sänger aus Mailand, den man schon so lange erwartet, sei am gestrigen Abende endlich eingetroffen, und werde während der Tafel seine besten Arien vortragen.

Emerentia beeilte sich, der Einladung ihres hohen Verwandten Folge zu leisten, und bald vergaß sie im Schwarm des Hofes für einige Stunden den Fremden, der den Gegenstand ihrer Unterhaltung mit ihrer Zofe ausgemacht hatte. Aber als der fremde Sänger beim Nachtische in der weichen, melodischen Mundart seines schönen Heimatlandes von Ruhm, Liebe und Sehnsucht sang, da stieg wieder ein Bild vor ihrer Seele auf, das in Wahrheit zu schön, zu einfach und zu edel war, um die geheimen Gedanken einer solchen Frau der Welt und des Hofes zu beherrschen.

Siebentes Kapitel.

Der Arzt.

Im obern Gemache eines jener „hohen und seltsamen Häuser am Altenmarkte“ — um mit Elekta zu reden — von welchen noch einige, in beinahe unveränderter Form vorhanden sind, und die man, zur Erinnerung an ihren mutmaßlichen Ursprung, Tempelherren-Häuser nannte, saßen, um eben diese Zeit, zwei Männer in ein ernstes, angelegentliches Gespräch vertieft. Der eine dieser Männer, der Herr des Hauses, hatte die Mittagshöhe des Lebens zwar schon überschritten, dennoch war er bedeutend jünger, als seine äußere Erscheinung vermuten ließ; denn er hatte das Aussehen eines Greises. Seine Gestalt war in seinen früheren Tagen stolz und hoch gewesen, doch erschien er jezt, obgleich sich sein Haupt nicht beugte, sein

Naken nicht krümte, kaum über Mittelgröße. Er sah hager, aber nicht kraftlos, aus, und obgleich seine Stirne bleich und seine Wangen hohl waren, schien seine Gesundheit doch nicht zu leiden. Er hatte einen ausgezeichnet schönen Kopf. Die ehrwürdigen silberweißen Loken fielen von einer Stirn zurük, deren klare, hohe Wölbung der Spiegel eines tiefen, ruhigen Denkens war. Der Umriß der Schläfen war noch voll und jugendlich, und das schöne, römische Kinn und der feine, festgeschlossene Mund deuteten auf ausländische Auskunft. Die feinen, gewölbten Augenbrauen und die ungewöhnlich langen und dichten Wimpern bewahrten noch ein tiefes, glänzendes Schwarz und die lezteren beschatteten ein Paar große, glänzende, dunkelblaue Augen, deren tiefer, forschender Blik ein seltsames Gemisch von überströmender Liebe und kaltem Mißtrauen, so wie von ruhigem Nachdenken und phantastischer Schwärmerei verrieth. Die Nase, der einzige, unschöne Theil dieses, im Uebrigen so regelmäßigen Gesichtes, war zwar gerade, aber etwas zu kurz und zu breit an der Wurzel; doch

machte sie, im Profil gesehen, durchaus keine üble Wirkung.

Der Gesellschafter dieses Mannes mochte eben sein achtundzwanzigstes Jahr zurückgelegt haben. Er war etwas über Mittelgröße, von zwar schlankem, aber äußerst kräftigem Wuchse, und er bewegte sich mit so viel Leichtigkeit und Anmut, als es nur Diejenigen vermögen, deren Körper nach den vollkommensten Verhältnissen gebildet sind. Seine hohe, breite Stirn war so weiß und rein, daß ein Mädchen ihre durchsichtige Farbe beneidet haben würde, wogegen der untere Theil seines blühenden Gesichtes von Sonne und Luft leicht gebräunt war. Seine symmetrischen Züge sprachen eine so sorglose Offenheit und eine so frische ungedämpfte Theilnahme an Allem um ihn her, aus, daß es eine Erquikung war, von den stumpfen, ausdruksloſen Gesichtern, wovon man sich gewöhnlich umgeben sieht, in sein freudiges Antliz zu schauen; es war wie der plözliche Anblik der glänzenden, goldenen Abendsonne, nach einem trüben, gewitterschweren Tage. — Ja, wäre nicht das große, tiefe,

dunkle Auge mit dem ernsten, geistvollen Blike gewesen, dieser Kopf mit den weichen, braunen Loken, den schönen lächelnden Wangen, und den feinen, leicht geöffneten Lippen, hätte beinahe den Eindruk des Leichtsinnigen und Weichlichen gemacht. So wie es aber jezt war, lag ein Ausdruk von Ernst, bei aller Fröhlichkeit, in seinem Gesichte und ein Anflug von Nachdenklichkeit in seinem Wesen und von Würde in seinem Benehmen, sprachen ihn gänzlich von jenem Vorwurf frei. Heute aber entbehrte seine Erscheinung ihres gewohnten Anstriches von Heiterkeit und Sorglosigkeit; er war — ein, bei ihm höchst selten vorkommender Fall — bleich und ernst.

Das Gemach, worin die beiden Männer sich besprachen, war hoch, schmal und von ungewöhnlicher Länge, und erhielt sein Licht durch zwei hohe, breite, einander gegenüberstehende Bogenfenster, deren jedes beinahe eine ganze Wand einnahm. Eines dieser Fenster ging in einen kleinen Garten, über dessen Mauern die Thürme verschiedener, ferner Kirchen, und die Giebel einiger, alterthümlichen Häuser hervor-

ragten, das gegenüberliegende gestattete die Aussicht auf den Marktplaz; denn das Zimmer nahm die ganze Länge des Hauses ein. Die Seitenwände dieses eigenthümlichen Gemaches wurden beinahe völlig von alten, eichenen Schränken verstekt, die zum Theil Bücher, zum Theil Todtengerippe, Schädel, Spiritus-Gläser, worin naturhistorische Merkwürdigkeiten aufbewahrt wurden, Knochen vorsündflutlicher Thiere, und eine Menge sonderbar geformter Phiolen und Büchsen enthielten. Die übrige Einrichtung des Zimmers bestand blos aus einigen, mit staubigen Papieren und Büchern bedekten Tischen, und aus einigen, alten, thurmhohen Sesseln.

„Ihr glaubt also wirktich, Doktor Vitalis," fragte der junge Mann im Verlaufe des Gespräches: „daß es Träume gibt, die wir nicht ganz unbeachtet lassen sollten; solche, die wir mehr als eine Prophezeihung oder Warnung, denn als ein müßiges Spiel unserer Einbildungskraft zu betrachten hätten?"

„So ist es!" erwiederte der Gelehrte: „Es giebt einen Zustand der Seele (während der

Körper ruht, und sie gleichsam befreiter von den Banden der Sinlichkeit und den Hemnissen des rohen Stoffes ist, als zur Zeit des Wachens) in welchem ihre Kräfte mehr entwikelt, und alle ihre schlummernden Fähigkeiten gewekt werden, so daß ihr alsdann Verrichtungen möglich werden, deren Ausführbarkeit sie im gewöhnlichen Zustande selbst zu bezweifeln sich versucht fühlt. Sie ist alsdann im Stande, weit entfernte Gegenstände zu schauen und zu erkennen, und Zukünftiges vorherzusehen. Ich könte Euch merkwürdige Beispiele erzählen, stark genug um diesen Saz zu beweisen.“

„Und sind,“ fragte der junge Mann: „sind Euch selbst, oder sind Andern, diese seltsamen Begebenheiten, von denen Ihr sprecht, aufgestoßen?“

„Mir selbst, mir selbst!“ erwiederte der Doktor: „Zwar, ich habe auch von Anderen Erzählungen gehört, die zum Beweise meiner Behauptungen dienen könten, und manche Thatsache ist in jenen alten, staubigen Bänden zu gleichem Zweke aufbehalten worden; allein Nichts hat doch meine Zweifel so völlig ver-

nichtet, und meine Ueberzeugung so stark befestigt, als ein Vorfall, der mir, mir selbst, begegnet ist.“

„Und würde es unbescheiden sein,“ fragte der Gast: „wenn ich Euch um die Mittheilung dieser Begebenheit bäte?“

„Wenigen, außer Euch,“ versezte der Gelehrte: „möchte ich von dieser Sache sprechen. Die Einen würden mich bemitleiden, wie einen schwärmerischen Thoren, oder mir mißtrauen, wie einem Betrüger. Und die Andern könten Stoff zu einem sinlosen Aberglauben daraus ziehen, den vielleicht keine Belehrung auszurotten vermöchte. Ihr aber wißt, Donat, daß ich so frei bin von dem plumpen und dummen Gespensterglauben der Ammenstuben und des Pöbels, als der aufgeklärteste Philosoph der neuen Schule selbst; — obwol,“ sezte er halb flüsternd, mit stieren Bliken, hinzu: — „obwol vielleicht Keiner lebt, der mehr Gefahr gehabt hätte, in diesen lichtlosen Irthum zu verfallen, als gerade ich.“

„Doktor! was sagt Ihr?“ — rief der junge Mann: „Ihr — oder mißdeute ich Eure Worte?“

„Nein, mit nichten, mein junger Freund! Als ich jung war, in Euren Jahren, wo sonst der Sonnenglanz ewigen Frohsinnes und unerschöpflicher Hoffnung das Gemüt von jedem düstern Schatten befreien, ja, in jenen, für Andere so gesegneten Jahren, hatte ich zu kämpfen, mit aller meiner Kraft, daß ich nicht den Krallen des finstersten Unholds, dem heillosesten Aberglauben, anheimfiel. Zu jener Zeit stand ich schon allein in der Welt, völlig allein, wie jezt. Meine Eltern ruhten unter den Steinplatten der Martins-Kirche, und Geschwister habe ich nie gekant; sie starben mir alle, als ich noch ganz ein Kind war. Kurz, ich war allein, und es gab kein Herz, das sich um mich gekümmert hätte, noch auch lebte ein einziges Wesen, für das ich Liebe, oder um dessentwillen ich Sorge empfand. Ihr müßt deßhalb nicht denken, Donat, daß ich ein empfindungloser Mann war. Nein — ich hatte eine Geliebte, für die ich in heißer Leidenschaft glühte, die ich anbetete, vergötterte — meine Kunst! — Selbst Ihr, so sehr Ihr auch für die Eurige glühen mögt, die so heiter, lieblich,

belohnend für ihre Jünger ist, Ihr könt das Gefühl, diese tiefe, inbrünstige, leidenschaftliche Verehrung, die ich für die meinige empfand und noch empfinde, nicht ermessen. Der Maler liebt seine Muse; aber neben ihr liebt er auch den Ruhm, den er durch sie gewint; er empfindet ein sinliches Wolgefallen an den Gestalten, die er verkörpert, und das Studium und die Ausübung seiner Kunst, mag seinen Geist eben so oft zerstreuen, als fesseln. — Der Philosoph, hingegeben seinen spizfindigen Forschungen, geblendet und geäfft oft von seinen eigenen, glänzenden, aber leider! nur zu häufig auch trügerischen Schlüssen, und, wie oft, im Stiche gelassen von den Lehren und Räthen seines eigenen Systemes, wie oft wird er zu einem schimmernden, aber gefahrbringenden Irlichte für Andere, und zur Ursache seiner eigenen Qual und seiner Zerfallenheit mit sich selbst. Der Arzt dagegen, ein Weiser und Künstler zugleich wandelt ruhig und sicher auf der geebneten Bahn der Erfahrung; die Natur ist sein Studium und seine Lehrerin zugleich. Sie ist ihm Vorbild und Stoff seines

Wirkens. Sie komt ihm zu Hülfe mit ihren Kräften; sie weis't ihn, wo er irren möchte, zurecht, durch unverkenbare Winke, und sein ist das hohe, das göttliche Vorrecht, sie zu unterstüzen, wo ihre Kraft allein nicht ausreicht, ihr den Pfad zu bereiten, wo sich ihr Hindernisse entgegenstellen, ja, selbst sie zu mäßigen und zu zügeln, wo ihre gewaltige Kraft der gebrechlichen Maschine Gefahr bringen könte. — Darum ist auch unser Amt — gelästert, verspottet, geringgeschäzt, wie es sein mag — dennoch ein wahrhaft königliches. — Wir allein, von allen Künstlern der Erde, gehen mit der Gottheit unmittelbar Hand in Hand; die Wächter und Priester des erhabensten Heiligthumes, das sie sich errichtet hat — des Lebens selbst; und wie des Schöpfers, seit dem großen, sechsten Tage, als der Mensch aus seiner Hand hervorging, ist es auch unser Zwek, zu erhalten und zu beleben. Und, o!“ fuhr der Gelehrte fort, aufstehend und seine Hände faltend, und Alles, selbst seines Zuhörers, vergessend: „o, welche Freude, welche Belohnung trägt das Bewußtsein in sich, Schmerzen gelindert, ge-

stillt zu haben, Uebel zu heilen, und zu erretten vom Tode! Aller Undank den wir erfahren haben, alle Verläumdung die unsern Namen angetastet hat, alle Spötterei, wodurch unser Heiligstes verlezt wurde, ist vergessen, verschwunden in den heiligen Momenten eines solchen, reinen, krönenden Bewußtseins; und noch berauscht von dem köstlichen Gefühle, einen unserer Hasser von Schmerzen befreit, einen Freund mit den Segnungen der wiedergewonnenen Gesundheit überschüttet, oder einen Todfeind selbst aus der Hand des Todes errettet zu haben, werfen wir uns, jugendlich erglüht, auf's Neue in die Arme der Wissenschaft, um aus ihrer Tiefe neue Rathschläge zu schöpfen, und aus unsern Forschungen neue Mittel herzuleiten, die Leiden unserer Brüder zu lindern, und ihr Leben vor Jammer und Tod zu bewahren."

Der Gelehrte schwieg, erschöpft durch seine eigene Begeisterung, und sein Gast blikte einige Sekunden lang stumm und ehrerbietig in das Antliz des eigenthümlichen Mannes, das, in lebhafter Bewegung, und überströmt von der

Röthe der Aufregung, erst allmälig seine gewöhnliche Blässe und die tiefe Ruhe des Ausdruks, die ihm sonst eignete, wieder gewann. Endlich bemerkte der junge Mann in beinah schüchternem Tone:

„Ich habe Eure Kunst immer geehrt, Doktor Vitalis; aber von diesem Gesichtspunkte aus, hatte ich sie bisher noch nie betrachtet. Aber es mögen nur Wenige unter ihren Jüngern sein, die sie mit gleicher Begeisterung umfassen."

„Freilich, freilich!" erwiederte der Doktor: „so wie es auch mehr Gurkenmaler und Farbenklekser gibt, als ächte Nachfolger des großen Rubens oder des glorreichen Raphael."

„Ihr sprecht die Wahrheit, Doktor; aber Ihr wolltet mir ja erzählen, wodurch Ihr beinah zum Aberglauben verleitet worden seiet."

„Ja so —" sagte der Doktor gedehnt: „Nun Ihr mögt es hören. Nach dem Tode meiner Eltern kaufte ich von den Erben eines alten Domherrn dieses Haus, weil mir die Lage und die Einrichtung desselben mehr zusagten, als die, meiner elterlichen Behausung, die in der engen, dunkeln Glöknergasse lag, und die durch

eine Feuersbrunst sehr verwüstet worden war. Ich scheute die Last und Unruhe des Neubaues, und bezog so bald als möglich meine neue Wohnung, die mir von Tag zu Tage besser gefiel. Vorzüglich behagte mir dies hohe, lange Gemach, das vormals den Tempelherren zum Speisesaal gedient haben soll. Ich ließ es herrichten, genau so, wie Ihr es jezt noch seht, und wälte es zu meinem Studirzimmer. Ich war, wie gesagt, zu jener Zeit noch jung, und Vieles in der Wissenschaft, was jezt klar und offen vor meinen Augen liegt, schien mir damals dunkel und verworren. Aber schon hatte ich einzelne, tiefe Züge aus dem heiligen Quell des Wissens gethan, und mein Durst nach wahrer und vollkommener Erkentniß meiner Wissenschaft — so weit diese einem Sterblichen möglich ist — wuchs von Stunde zu Stunde. Weil ich nun aber meine Tage häufig bei Kranken und Sterbenden verbringen mußte — wie das des Arztes Beruf ist — nahm ich die Nächte für meine Forschungen zu Hülfe; und häufig röthete schon der Morgenstral dort die alten Thürme des Rathhauses, ehe ich die Lampe auslöschte,

um von meinen nächtlichen Studien abzulassen, und für einige Stunden die Ruhe des Lagers zu suchen. Einst, es war um die heilige Weihnachtzeit, und es gab zu jener Zeit wenige Kranke in Köln, die meiner Hülfe begehrten, so daß ich in Einer Stunde täglich meine Geschäfte verrichten konte. Mir war dieser zeitweilige Stillstand meiner äußern Thätigkeit lieb, denn es waren mir Zweifel und Widersprüche aufgestoßen, die ich zu beseitigen wünschte. Wochenlang hatte ich schon, meine wenigen Krankenbesuche ausgenommen, keinen andern Gedanken gehegt, als mein Studium, und in diesen alten Lehnstuhl begraben, an diesen Tisch gefesselt, schlug ich meine Augen nur von einem Buche auf, um sie auf die Blätter eines andern zu heften. Da, in der tiefen, leblosen Stille einer klaren, kalten Nacht, erhebe ich meinen Blik von den Blattseiten des Liber paragranum des Paracelsus von Hohenheim, worin dieser glänzende, phantasiereiche Schwärmer uns die Zeugnisse seines bunten, regellosen Wissens, seines wahnsinnigen Stolzes und seiner gefährlichen Irthümer hinterlassen hat; und

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

wie ich mein Auge, das matt und blöde vor Anstrengung und Ueberwachung war, auf die Stelle hefte, wo das bleiche, gespenstische Mondlicht auf dem Boden mit dem trüben, rothen Scheine meiner Lampe ineinanderfloß, da deuchte es mir, als sähe ich eine dünne, schattenhafte Gestalt sich bilden, und allmälig an Festigkeit und Form gewinnen; und bald stand vor mir, bleich, fahl, farblos, die vormalige, irdische Hülle des seltsamen Geistes, mit dessen lebendigen Gedanken ich mich so eben beschäftigt hatte. Und neben ihm erschien, mit dem schwarzen Mantel, dem runden Hute, den Feueraugen und den düstern Zügen, William Harvey. Und plözlich erblikte ich den ehrwürdigen Hippokrates, im griechischen Gewande und bei ihm den Galenus, mit den edeln Zügen und den dunkeln Loken seines Landes. Gallileo Gallilei, mit seinem nachdenklichen Gesicht und seinem ernsten Wesen, schritt ihnen entgegen, und sie begrüßten sich vertraulich; aber keines der seltsamen Wesen sprach ein Wort, obgleich sie äußerlich lebenden Menschen glichen. Doch waren ihre Gesichter äußerst bleich, die

Augen starr und die Züge todt und unbeweglich. Ein leichter Nebel schien bald das Licht des Mondes sowol, als das der Lampe zu umfloren, und eine erstikende Luft war in dem Zimmer. Ich stand mit großer Anstrengung auf, und öffnete das Fenster; und als ich mich wieder umwandte, um nach den unheimlichen Gestalten zu sehen, waren sie verschwunden."

„Und in diesem Zimmer, sagt Ihr," fragte mit einem leichten Frösteln der junge Gast seinen sonderbaren Wirth: „hattet Ihr die Erscheinung?"

„In diesem Zimmer!" erwiederte der Gelehrte: „Dort, wo Ihr steht, stand der alte Harvey; hier beugte sich der eigensinnige Paracelsus über sein eigenes Buch herab; und so könte ich Euch auch die Stelle jedes andern Gespenstes bezeichnen."

„Ha, und Ihr bliebt doch nicht die nächste Nacht wieder in diesem Gemach? — doch wenigstens nicht allein?"

„Ich that es," sagte der Gelehrte lächelnd: „obgleich sich freilich das Sinliche in meiner Natur dagegen sträubte. Aber ich hätte gar zu

gern einen fortgesezten, geregelten Verkehr mit den Fürsten meiner Wissenschaft, oder vielmehr mit ihren Schatten angeknüpft. Doch in dieser und in mehren, folgenden Nächten harrte ich vergebens, bis ich endlich, nachdem ich den Vorfall halb vergessen hatte, mich wieder mit Leib und Seele meinen Studien ergab; da, nach einigen Nächten, sah ich wieder ein ähnliches Schauspiel. Die vorhin genanten und einige, andere, berühmte Aerzte standen wieder in meinem Zimmer; und unter ihnen, eine seltsame Vergesellschaftung, mit Barett und Hermelin, der alte Domherr, der frühere Eigner des Hauses."

„Seltsam, fürwahr, höchst seltsam!" rief der junge Mann.

„Ja wohl, seltsam!" sagte der Doktor, mit freundlichem, gutmütigem Spott das Erstaunen seines jungen Freundes betrachtend: „Und einmal hatte ich zur Mitternachtstunde Besuch von einem halben Duzend Tempelherren, die sich's bequem machten, als gehörten sie noch hier zu Hause. Sie wanderten im Zimmer auf und ab, und dehnten sich in den Sesseln, als stän-

de mir durchaus kein Recht über meine eigenen Sachen zu."

„Doktor," sagte der junge Mann, und heftete sein großes, klares Auge fest und forschend auf das Gesicht des Arztes: „Ich weiß, daß Ihr unfähig seid, eine Unwahrheit zu behaupten, oder auch nur eine Lüge auszusprechen; darum zweifle ich nicht, Ihr habt jene Erscheinung gesehen. Wie aber erklärt Ihr sie Euch?"

„Bemerkt nur," erwiederte der Doktor: „daß ich sie immer nur sah, wenn mein Gehirn überangestrengt, meine Sinne stumpf, und alle meine Körperkräfte auf's Tiefste erschöpft waren, und Ihr werdet Euch die Frage selbst beantworten können."

„Ihr glaubt also, daß sie blos Wirkungen Eurer überreizten Phantasie, Ausgeburten Eures müden, verwirrten Hirnes gewesen wären? Trugbilder, blos erzeugt durch Abspannung des einen Lebensfaktors und durch zu erhöhte Thätigkeit des andern?"

„Wie Ihr sagt. Ich kam auch selbst bald zu dieser Ueberzeugung; und so oft mir später

auch diese, oder ähnliche Phantasiebilder erschienen, ich betrachtete sie ohne Grauen, blos als ein Zeichen, daß es nun Zeit für mich sei, die Anstrengung mit der Ruhe zu vertauschen. So machte ich es noch vorige Nacht, als Ihr, der Ihr gewiß in jenem Augenblike in irgend einem Ballsaale dem Vergnügen huldigtet, plözlich hier vor mir standet, mit so bleichem, ängstlichem und kummervollem Gesichte, als seiet Ihr von tausend Schmerzen gefoltert."

„Ha — und das war ich, das war ich auch!"

„Wie seltsam!" sagte der Gelehrte nachdenklich, aber mit großer Ruhe: „Das erinnert mich an den eigenthümlichen Vorfall, den ich Euch vorhin erzählen wollte."

„Nein, nicht jezt, nicht jezt!" rief der junge Mann: „ich habe keine Zeit, und ich befürchte, ich habe die Eurige auch schon viel zu lange in Anspruch genommen. Gewiß verlangen Eure Kranken nach Euch."

„Ich fürchte, Ihr seid selbst krank," sagte der alte Mann besorgt: „Ihr seht bleich, und Eure Hand zittert. Ihr solltet —"

„Nein, nein!“ rief der junge Mann: „Es ist nicht Unwolsein, es ist — Aber entlaßt mich jezt; wäre ich wirklich krank, gewiß würde ich um Eure Hülfe bitten; aber so — nehmt meinen herzlichen Dank für Eure Theilnahme, und — und — morgen hoffe ich Euch wieder zu sehen, ohne von Sorgen gefoltert zu werden, wie jezt.“

Als er so sprach, verließ er das Studirgemach und das Haus des Doktors Vitalis, und der alte Mann folgte ihm bald, um an den Lagerstätten des Jammers und der Qual seinen schweren Pflichten zu genügen.

Achtes Kapitel.

Frau Margareth und Donat von Trier.

Hinter der St. Cäcilienkirche, in einer jener ruhigen, aber anständigen Straßen Kölns, die eben so verschieden als entfernt von der engen, dumpfen, übervölkerten Breitstraße und der geräuschvollen Hochstraße sind, lag zu jener Zeit im Mittelpunkte eines Gärtchens ein kleines Haus, dessen epheuumrankte Thüre und helle Fenster ihm ein weit freundlicheres Ansehen verliehen, als damals sowol die größeren, als auch die kleineren Gebäude der churfürstlichen Residenz zu bieten pflegten.

Die Bewohnerin dieses Hauses, eine einsame, alternde Wittwe, hatte vor mehreren Jahren ihren einzigen Sohn, ihre Freude und ihren Erhalter, beim Baden in den Fluten des Rheines verloren. Aber diese traurige Catastrophe selbst, die sie nicht allein einer gram-

vollen, unbeschreiblichen Verlassenheit, sondern auch, für den ganzen Rest ihrer Jahre, dem bittersten Mangel preis zu geben schien, erwekte ihr einen treuen und thätigen Freund. Ein Jüngling, ein Knabe noch fast, der bei dem Unglüke ihres Sohnes zugegen gewesen war, und, obzwar vergeblich, mit Daransezung seines eigenen Lebens, die eifrigsten und unnachlassendsten Anstrengungen zu seiner Rettung gemacht hatte, empfand ein tiefes Mitleid mit dem Jammer und der Verlassenheit der unglüklichen Mutter; und in der Stunde, als er sie ihr heißes Weh und ihre maßlose Verzweiflung über der Leiche des Todten ausströmen sah, gelobte er sich selbst mit heiligen Schwüren, den Gram der kinderlosen Mutter, soviel in seinen Kräften stände, zu lindern.

Jahre waren seit jener dunkeln Stunde vorübergeflogen, und der Jüngling war zum Manne gereift; keine Stunde aber hatte er noch sein, sich selbst geleistetes Wort vergessen; in keinem Augenblike war er ihm untreu geworden. Er hatte die Wittwe zu sich in's Haus genommen, unter dem Vorwande, von

ihr und ihrer alten Magd bessere Pflege und größere Aufmerksamkeit erwarten zu können, als von Fremderen. Er überließ ihr bald die ganze Verwaltung seines kleinen Hauswesens, mit dem Vorgeben, er selbst wünsche der Last und Sorge für dasselbe überhoben zu sein. Und so wußte er alle seine Gutthaten mit soviel Klugheit und Zartsinn zu spenden, daß die arme Frau nie ihre Abhängigkeit empfand, oder Almosen zu empfangen wähnte. Ja, es konte sogar Augenblike geben, in denen sie fest glaubte, sie sei ihrem jungen Beschüzer unentbehrlich, und eine Trennung werde schlimmer für ihn sein, als für sie.

Dennoch hatte Frau Margareth ein demütiges und dankbares Herz. Sie betrachtete sich immer nur als die Dienerin ihres jungen Hausherrn, der kein Recht zustehe, Rathschläge zu ertheilen, zu loben, oder zu tadeln; nur zuweilen, wiewol immer mit großer Zurükhaltung und Schüchternheit, vermaß sie sich das Vorrecht des Alters und langer Erfahrung zu gebrauchen, und ein Wort der Warnung vernehmen zu lassen. Aber so streng bescheiden sie in

dieser Hinsicht war, so warm und vollherzig war sie in einer andern. Sie liebte ihren Wolthäter mit der ganzen, überströmenden Fülle eines warmen, liebreichen Herzens, das, außer den Bildern der Erinnerung, keinen andern Gegenstand für seine Zuneigung mehr hatte; und Nichts ging ihr über den Genuß, beredt in seinem Lobe zu sein, und die guten Eigenschaften ihres Gönners bei sich selbst oder bei Andern in ein glänzendes Licht zu stellen.

Am Nachmittage des Aschermittwochs trat Frau Margareth in das Gemach des Hauses, was sie gewöhnlich „des Herrn Zimmer“ zu nennen pflegte, weil es dasjenige war, welches ihr junger Gebieter, wenn er zu Hause war, am Häufigsten zu seinem Aufenthalt wälte. Es war dies ein geräumiges, helles und freundliches Zimmer, wolversehen mit Büchern und Gemälden, von welchen aber einige zu selten und zu kostbar waren, um dem Range und Vermögen ihres Besitzers zu entsprechen. Eine Staffelei, die ein noch unvollendetes Gemälde, das Brustbild eines ausgezeichnet schönen Mäd-

chens trug, viele umherliegende Pinsel, Farben und andere Malergeräthschaften, deuteten an, welcher Kunstgenossenschaft der Bewohner des Gemaches angehöre. In der Vertiefung des einen Fensters blühete, troz der rauhen Jahrszeit, eine Auswahl der schönsten, ausländischen Blumen, deren Pracht und Ueppigkeit die Pflege einer sorgfältigen Hand bekundeten. Am andern Fenster hing über einen Stuhl die Maskenkleidung eines orientalischen Mönchs; daneben lehnte der Herr des Hauses selbst, der junge Freund des Doktors Vitalis, der Maler Donat von Trier.

„Herr!“ sagte Margareth schüchtern, indem sie einige Schüsseln mit kalten Speisen und eine kleine Flasche Wein auf den Tisch stellte: „Ihr habt diesen Mittag so gut wie Nichts gegessen, und ich dachte, Ihr köntet jezt Lust zu einem Vesperbrode haben. Denn mein armer Andres, Gott habe ihn seelig! pflegte immer zu sagen: „„Ein schlechter Mittag macht einen guten Abend!““

So sehr hingenommen von seinen eigenen, trüben und peinlichen Gedanken der junge

Mann auch war, er war zu gutmütig, um sich nicht gerührt zu fühlen, über die Sorge der alten Frau. „Laßt die Sachen nur da, Frau Margareth,“ sagte er freundlich: „ich will mich sogleich dazu niedersezen. Und denkt nicht, ich sei krank, weil mir Eure gute Küche nicht mundet; es sind nur die Folgen des Faschings. Und wenn Ihr uns morgen zu Mittage einen Hecht oder einen Karpfen besorgen wollt, so sollt Ihr sehen, daß ich ihm alle Ehre anthun werde.“

„Den sollt Ihr haben, Herr!“ sagte die alte Frau, erfreut, daß er doch wenigstens von Essen sprach: „und wie soll ich den Karpfen zurichten? mit Wildbrettsauce, oder —“

„Frau Margareth!“ rief der junge Mann auffahrend, und alles Blut schien ihm in die vorher so bleichen Wangen zu strömen: „Frau Margareth, ist das nicht — öffnet die Thüre! ja, es ist — es ist Columba!“

Während dieser hastigen Rede war ein junges Mädchen, in der zierlichen, einfachen Tracht, wie sie in jenen Tagen junge, kölner Bürgerinnen trugen, durch das Gärtchen auf

die Hausthüre zugeschritten. Und als nun Frau Margareth ihr die Thüre öffnete, und sie, eintretend, den langen, weiten Mantel, in den sie bisher verborgen gewesen war, abwarf, enthüllte sie wirklich das liebliche Antliz und die unvergleichliche Gestalt Columba's.

„O, gute Frau Margareth!“ sagte Donat mit fliegender Brust: „sorgt, daß Niemand uns störe.“ — Die Thüre schloß sich hinter der gebükten Gestalt der Alten, und die Liebenden waren allein.

Neuntes Kapitel.

Columba ihrem Geliebten gegenüber.

„O!“ flüsterte Donat, während er Columba zu einem Size führte, und sich selbst neben ihr niederließ: „O, welche Sorgen habe ich in dieser fürchterlichen Nacht, an diesem langen, endlosen Tage erduldet! — Theuer — o wie theuer! habe ich das Glük erkauft, deine Schönheit der Welt zu enthüllen.“

„Wol theuer war die flüchtige Lust erkauft;“ sagte Columba mit großem Ernst: „Leicht konte es geschehen, daß deine Augen, Donat, mich nie wieder erblikten.“

„War dein Lebkn in Gefahr?“ fragte Donat, und das Blut, das ihm urplözlich zum Herzen trat, ließ seine Wangen und Lippen farblos, wie die eines Todten.

„Nein, nicht mein Leben, meine Unschuld war bedroht;“ erwiederte Columba in leiserem Tone, ihr glühend erröthendes Antliz abwendend: „und entehrt hätte ich das Auge Gottes weniger gescheut, als das deine. Sieh dieses Messer,“ fuhr sie fort und ließ einen Augenblik die Klinge, mit der sie sich am vorigen Abende gegen die Angriffe des Ritters von Rembruck vertheidigt hatte, in ihrer Hand funkeln, sie dann sofort wieder unter ihren Gewändern verbergend: „Sieh dieses Messer — hätte es nicht meine Unschuld gerettet — es würde mein Leben geendet haben.“

„O, mein Gott!“ seufzte Donat: „So war meine Angst nur allzu gegründet! In solche Gefahr stürzte ich dich!“

Columba warf einen Blik auf sein Gesicht, und als sie in seinen Zügen den Ausdruk tiefen Kummers und bitterer Reue wahrnahm, sprang das seltsame Geschöpf auf, stürzte sich ihm zu Füßen, ergriff mit Heftigkeit seine Hand und rief in leidenschaftlichen Tönen aus:

„Donat! Donat, vergib mir! ich quälte dich, ich machte dir unnöthigen Gram. War-

um spreche ich auch von dem, was längst vorüber ist? — Es ist mir ja Nichts geschehen; ich bin ja hier, bin ja bei dir; deine — deine treue Columba."

Gerührt durch diese Beweise einer so hingebenden und glühenden Zärtlichkeit, beugte sich der junge Maler schweigend zu der Knieenden nieder, und überließ seine Hand ihren leidenschaftlichen, stürmischen Liebkosungen.

„Donat!" hob sie wieder an: „bist du noch betrübt? Warum schaust du so ernst auf mich? Laß mich dein Lächeln sehen. Du weißt, es gibt kein größeres Glük für mich, als dies liebe, herzliche Lächeln."

Der Jüngling hob das Mädchen sanft zu sich empor, und ohne sich der gefährlichen Vorrechte zu bedienen, die ihr unterwürfiges und hingebendes Wesen ihm so leicht über sie hätte einräumen können, hauchte er blos einen leichten Kuß auf ihre Stirn, und ließ sie dann wieder aus seinen Armen. „Holde Columba!" flüsterte er: „welches Auge sollte sich nicht erhellen, wenn es in das Leuchten deines Blikes schaut? — und ich, warum sollte ich mich

noch grämen, da ich dich wiedersehe, treu und liebend; meine — meine Columba!“

„O — aber du sagtest, du hättest eine traurige Nacht und einen trüben Tag gehabt — wie sind sie dir verflossen?“

„Nein, Theure; sprich mir zuerst von deiner Gefahr und Rettung. Ich kann nicht ruhig sein, bis ich Alles weiß.“

„Ha,“ sagte Columba: „soll der Schreken jener Stunde auch auf dein Herz fallen, dadurch, daß ich ihn vor dir wiederhole? — Aber ich habe gelobt kein Geheimniß vor dir zu haben, und ich will deinen Wunsch erfüllen.“ Und, aufgeregt und neuerdings erschüttert, schilderte sie ihm mit lebhaften Farben ihre Begegnisse in der verflossenen Nacht, so wie wir sie unsern Lesern bereits mitgetheilt haben, und schloß endlich mit den Worten: „Mit Schreken und Kummer vernahm ich an diesem Morgen das Anerbieten meiner Muhme, statt meiner an die Thüre der Columba-Kirche zu gehen; aber ich durfte es nicht ablehnen, um ihr keinen Argwohn zu erregen. Den ganzen Morgen folterte mich der Gedanke an deinen Kummer,

wenn du vorbeigehen, und mich nicht sehen würdest. Endlich kam der Mittag, und keuchend, athemlos, erreichte ich die Kirchenschwelle. Du warst nicht dort. Ich harr'te und harr'te; Stunde um Stunde verrann, und du kamst nicht. Ich war beinah wahnsinnig vor Ungeduld; ich fühlte die Steinplatten unter meinen Füßen glühen, und die Luft, die ich athmete, drükte wie eine Last auf meiner Brust. Ich wähnte, du seiest im Kampfe gegen den schreklichen Valentin verwundet, gefallen, und die Gefahr der vorigen Nacht war Nichts, gegen die Angst am Tage. Endlich, endlich kam das Mädchen, das meinen Plaz an St. Columba einnimt, wenn ich bei dir bin. Ich riß den Bettelmantel ab — ich weiß nicht, wie ich diese Kleider angelegt habe, wie ich gerant bin, bis ich das Gartenthor erreichte. Und als ich davor stand, hatte ich nicht den Mut, es zu öffnen; und als ich es nun endlich doch that, und dich, dich am Fenster erblikte, o — ich weiß nicht, wie ich das Entzüken, den Jubel, der mir da plözlich zum Herzen strömte, ertragen konte, ohne zu sterben."

Mit tiefer, überwältigender Rührung hatte Donat ihrer Erzählung zugehört, und als sie geendet hatte, sagte er sanft: „Columba, deine Liebe ist reiner, unselbstsüchtiger als die meine. Du jammertest, daß dein gezwungenes Fernsein mir Kummer bereite, und ich grollte mit dir, als ich heute früh zweimal an der Kirchthüre war, und dich nicht traf. Aus Troz ging ich später nicht wieder hin, und suchte die Zeit und meine Erinnerung an dich durch allerlei Zerstreuungen zu betrügen; und so habe ich dir und mir selbst qualvolle Stunden bereitet. Kanst du mir verzeihen?“

Columba lächelte mit feuchten Augen und legte ihre kleine Hand in die des Geliebten.

„Du bist so gut, so hold!“ flüsterte er: „aber nun gewähre mir noch eine Bitte. Sieh, der Tag war trübe; aber die Sonne nimt einen glänzenden Abschied von unserer alten Stadt. Sieh nur, sie wirft ein durchsichtiges Feuernez über die Blumen dort, und sezt das ganze Stübchen in das vortheilhafteste Licht. Laß mich ihren Scheideblik benuzen, um noch einige Striche an deinem lieben Bilde zu thun.“

Columba erröthete und wollte Einwendungen machen; aber der junge Maler ließ nicht nach, bis sie seinen Wunsch erfüllte. Und bald saß er ihr gegenüber an seiner Staffelei, und bemühte sich, die schönen Züge seiner Geliebten auf die Leinwand zu hauchen. Und wenn es Einem Maler gelingen konte, den höchsten Reiz, den bezauberndsten Ausdruk dieses holden Antlizes wiederzugeben, so mußte Donat dieser glükliche Künstler sein. Denn ihm, und nur ihm gegenüber, sprachen diese klaren Augen von Liebe, zeugte dies liebliche Antliz von Hoffnung und Glük und lächelten diese süßen Lippen in jenem sanften und zärtlichen Ausdruk, der den eigentlichen Liebreiz dieses Gesichtes zu bilden schien.

„So, Columba, so,“ flüsterte der junge Mann unter dem Malen: „Möchten deine Augen immer so auf mich geheftet sein! — Du erröthest — du lächelst? — Das Grübchen dieser sammetnen Wange, werde ich es wiedergeben können, so zart, so duftig, so mit dem schimmernden Schmelz überhaucht, wie die Natur dies lieblichste aller Rosenblätter bilde-

te? — Und deine Augen, deine Augen —“ sagte er, und ließ die Hand sinken: „ewig werde ich dieses tiefe, süße, stralende Wunder anstaunen; — nachahmen kann ich es nicht.“

„Donat!“ rief das Mädchen mit halb mutwilligem, halb zärtlichem Lächeln: „Du solltest malen, nicht plaudern. Die Sonne geht sogleich unter, und dann klagst du wieder über die kurze Zeit, die ich dir size.“

„Ach, Columba!“ sagte Donat, und nahm seine Arbeit wieder auf; aber in dem Augenblik wurde die Thüre des Zimmers hastig geöffnet, und ein junges Mädchen von fremdem, auffallendem Aeußern drängte sich an Frau Margareth vorbei, in das Gemach.

„Ich konte sie nicht zurükhalten, Herr!“ sagte Leztere: „sie sagt sie habe Botschaften für Euch von einer hohen Herrschaft, und müsse sogleich Antwort darauf haben.“

Columba war aufgestanden, und so fielen die Blike der Fremden, die Niemand als Electa, die Dienerin der Gräfin von Adenau, war, zugleich auf das Mädchen und auf ihr halbvollendetes Bild, neben welchem Columba

mit erwartungvollen Bliken stand. Die Italienerin wußte nicht, was sie mehr bewundern sollte, die Schönheit des Orginals, oder die Aehnlichkeit des Gemäldes, und ganz hingerissen von Staunen, vergaß sie sogar für einen Augenblik die Aufträge ihrer Herrin.

„Nun," sagte Donat rauh: „Euer Auftrag; ich wünsche ihn bald zu hören."

„Herr!" sprach die Zofe sich sammelnd: „Die Botschaft meiner Dame ist nur für Euer Ohr."

„Ich empfange keine geheimen Botschaften," erwiederte der Maler verdrießlich, und winkte der Alten, die Ueberlästige zu entfernen.

„Wenn ich Euch aber sage, Herr!" wendete die Italienerin ein: „daß sie von der schönsten Dame Kölns kommen."

„Dies ist die Schönste!" sagte Donat stolz, Columba's Hand ergreifend. „Ich sah nie ein Gebilde der Phantasie, so lieblich es immer sein mochte, das ihr gliche; geschweige denn ein Weib."

Die Zofe kam ein Wenig außer Fassung, denn sie empfand, daß, so schön ihre Herrin

auch war, Donat als Künstler und als Liebender, dem zarten, lieblichen und glänzenden Wesen vor ihr, stets den Preis zuerkennen müsse. Darum lenkte sie ein, und sagte in nachgiebigem Tone:

„Nun, Ihr mögt Recht haben, Herr; und wenn Ihr meine Botschaft nicht allein empfangen wollt, so mögt Ihr sie auch anders vernehmen. — Meine Herrin, die erlauchte Gräfin von Adenau, wünscht, sich in Kurzem malen zu lassen, und weil der Ruf von Eurer Geschiklichkeit ihr zu Ohren gekommen, wünscht sie, daß Ihr das Bild verfertigt. Deßhalb läßt sie Euch einladen, Euch morgen Vormittag in ihrem Hause zu melden. Aber Ihr dürft nicht von der Sache reden, weil die Herrin einen Freund mit dem Gemälde zu überraschen gedenkt."

Columba war bei dieser Botschaft erblaßt; der zweideutige Ruf der Gräfin von Adenau war ihr nicht unbekannt, und eine bange, beklemmende Ahnung senkte sich in ihre Brust, als sie das Mädchen den Namen der schönen Dame aussprechen hörte. Unzähligemale war

die stolze Gräfin an ihr vorübergerauscht, wenn sie an der Kirchenschwelle kniete; und ihre weiße Hand hatte manches Stük kleiner Münze zu des Mädchens Füßen hingeworfen, mit der Geberde, womit man einem Hunde Brodkrumen zuwirft. Und diese Dame, die Columba so oft mit einer Art von kindischer Bewunderung über ihre Reize, und die Pracht, die sie umgab, und zugleich, bei dem Gedanken an ihre frivole Lebensweise, mit einer, an Furcht grenzenden Scheue, betrachtet hatte, diese schöne, stolze und leichtfertige Dame, verlangte Donat's Dienste; — sie wußte selbst nicht recht, warum eine so drükende Angst sie bei dieser Nachricht erfaßte.

Donat dagegen nahm Elekta's Botschaft mit Kälte und Geringschäzung auf. Er hielt noch immer Columba's Hand, und beobachtete mit zärtlicher Bekümmerniß das Erbleichen ihrer Wangen, während er nur mit halbem Ohr auf die Worte der Zofe hörte. Als sie schwieg wandte er sich zu ihr und sagte:

„Ich danke deiner Herrin für das Zutrauen, das sie mir schenkt; aber ich bedaure, ihr in

diesem Augenblike meine Dienste nicht widmen zu können. Ich kann kein anderes Bild beginnen, bevor dieses vollendet ist."

Als er so sprach, deutete er auf Columba's Bildniß, und suchte dann mit einem zärtlichen Blik ihr Auge; es strälte freudig zu ihm auf, und es fehlte wenig mehr, oder er hätte die Gräfin von Adenau und ihre Aufträge völlig vergessen gehabt.

„O, Santa Caterina!" rief Elekta entsezt aus: „Und das soll ich meiner Dame berichten?"

„Genau, was ich sagte!" erwiederte Donat hochmütig.

„Um Gottes willen, thut es nicht!" rief Frau Margareth ängstlich dazwischen: „Thut es nicht! Er wird sich schon noch besinnen. Columba, helft mir, ihm zuzureden."

„Und warum soll sie es nicht thun, gute Frau?" fragte Donat mit stolzem Lächeln. „Sie ist eine Gräfin — ja; und ich bin nur ein Künstler. Aber meine Freiheit ist so ungebunden, als die ihrige; und ich will nie eine

Arbeit beginnen, für die ich mich nicht im Voraus begeistert fühle."

„Aber so seht meine schöne Herrin nur!" schmeichelte die Zofe.

„Wie gesagt, ich beginne kein anderes Bild, bevor dieses vollendet ist; und nun bringt Eurer Herrin meine Antwort," rief der Maler ungeduldig: „Frau Margareth, bringt das Mädchen durch den Garten."

Elekta fügte sich der Nothwendigkeit, und folgte der Alten, die durch verdoppelte Höflichkeit das rauhe Benehmen ihres Herrn auszugleichen strebte. Die schlaue Zofe stellte sich höchst erzürnt, um dadurch zu bewirken, daß die Alte all' ihren Einfluß auf Donat zur Förderung anwenden möchte, und verließ endlich scheltend und drohend den Garten.

„Geliebte," sagte der junge Maler, als er sich wieder mit Columba allein sah: „die Schreken der vergangenen Nacht wirken noch auf dich ein. Deine Wange zeigt wechselnd die Blässe des Mondlichts und die Glut der Abendröthe; und doch bist du schön — schöner als eines Dichters Traum, und lieblicher und

glänzender als die Stralen des Abendsternes. O!“ fuhr er fort, leidenschaftlich die jugendlich schöne Gestalt und die tadellosen Züge seiner Geliebten betrachtend: „welch ein stolzer, seeliger Tag wird es sein, wenn ich endlich, endlich diese Schönheit der Welt vorstellen darf, und sagen, sie ist mein — mein!“

„O Donat!“ flüsterte das Mädchen gramvoll: „wie kanst du so reden zu mir, dem Kinde der Schande und der Niedrigkeit? — Ich kann mir nicht denken, daß ein Tag auf die Erde stiege, der mich sähe, frei von dem Scheine der Schmach und der Verworfenheit. — Und vollends seit der lezten Nacht!“ — Sie schauderte; aber sich fassend, fügte sie hinzu. „Nein, ich will dich nicht betrüben, durch die düstern Bilder, die heut an mir vorüberstreifen, und die vielleicht blos Folgen meiner ausgestandenen Angst sind. — Aber ich muß dich verlassen; die Kleine könte ungeduldig auf ihrem Posten werden, und Alles verrathen.“

„Jezt, jezt schon willst du mich verlassen?“ sagte Donat, und suchte sie noch zurükzuhalten: „Aber wenn du gehn mußt, will ich dich

begleiten, dein Besuch heut war zu, zu kurz.“

„Mich begleiten!“ rief Columba erschroken: „der Abend ist noch nicht hereingebrochen; es ist noch hell; du darfst dich nicht mit mir in den Straßen zeigen.“

„Columba!“ flüsterte Donat im Tone sanften Vorwurfs: „nicht ich bin es, der dies je vermieden hat.“

„Nein, aber ich that es um deinetwillen. Theurer Donat!“ —

„Diesmal, nur dies Eine Mal erlaube es mir!“ bat der Liebende und das Mädchen willigte ein.

„Geliebte Columba!“ sprach Donat, als sie miteinander durch die stillen, abgelegenen Straßen schritten: „warum widerstehst du noch immer meinen Bitten, die traurige, drükende Lebensweise aufzugeben, die du jezt führst, und in mein Haus zu ziehen? — Du sollst allein bei Frau Margareth wohnen; ich will eine Wohnung in der Nähe beziehen, und dich, wenn du es so willst, täglich nur Eine Stunde sehen.“

„Meinst du, ich würde dich aus deinem Hause vertreiben wollen?“ fragte Columba, ein Lächeln erzwingend; aber ihre Wimpern zukten, und ihre Lippe bebte.

„O, das kam nicht aus deinem Herzen!“ erwiederte ihr Geliebter: „das ist der Grund deiner Weigerung nicht.“

„Nein, er ist es nicht!“ sagte das Mädchen, und bemühte sich mit Fassung zu reden: „Ach, Donat! so arm, so elend, so verachtet ich bin, so habe ich doch ein stolzes Herz; und die betteln muß bei Fremden, und betteln kann, um den armseligen Dreier, um den schmuzigen Heller — sie könte von dir keine der Gaben nehmen, die du über sie ausschütten möchtest; obgleich die reinste Liebe sie bietet. — Du hast mich,“ fuhr sie mit steigender Rührung fort: „Du hast mich, die verachtete Elende, zu deiner Verlobten erhoben — und obgleich ich nicht weiß, ob es jemals möglich sein kann, daß ich deine Gattin werde, so werde ich mich doch nie des heiligenden Namens unwerth machen, den ich jezt trage. Ich bin — o, und in dem Gedanken liegt ein

Stolz, eine Wonne, ein Seligkeit! zu groß fast für die arme Columba — ich bin jezt deine Braut — mit dem ersten Geschenke, welches ich aus deiner Hand annähme, würde ich, in den Augen Anderer wenigstens, nur deine Geliebte sein."

Der junge Maler wendete sich ab, um die tiefe Bewegung zu verbergen, die sich seiner bemächtigt hatte, und schweigend erreichten die Liebenden endlich den Ort, wo jezt der Appellhof steht, und wo in damaliger Zeit sich nur ein verwitterndes, mit üppigen Schlingpflanzen überwachsenes Gemäuer befand — eines der vielen, zerbrökelnden Denkmäler der Römerherrschaft an den Ufern des teutschen Stromes. Am Eingange in den Trümmerhaufen kauerte die arme Agnes, den Ausdruk geduldigen Harrens in den ernsten Zügen und ein kleines Bündel auf dem Schooße.

„Ich' habe dich wieder so lange warten lassen, gute Agnes!" sagte Columba: „Bist du auch böse auf mich?"

„Auf dich — wie könnte das je sein?" fragte das unglükliche Wesen freundlich.

Columba nahm das Päkchen von ihrem Schooße, und trat in die Ruinen. Donat wollte ihr folgen, aber Agnes hielt ihn zurük. „Was thut denn Columba in den Trümmern?“ fragte er.

„Sie wechselt ihren Anzug,“ sagte Agnes mit einem schwachen Erröthen.

„Und du hast hier gewartet, um ihre Kleider in Empfang zu nehmen?“

„Ich thue es jedesmal, wenn sie zu Euch geht.“

„Gutes Kind! — Ach, du bist wohl die arme Agnes — die — von der mir Columba gesagt hat —“

„Ich bin es, Herr! Ich bin die Unglükliche, die nie eine Freude hatte, außer wenn Columba sie ihr bereitete.“

„Ja, sie ist gut, sie ist edel!“ rief der Liebende lebhaft, und in diesem Augenblike trat Columba aus den Trümmern, in dem elenden Anzuge einer Bettlerin. Sie übergab Agnesen ihre abgelegten Kleider und wandte sich mit einem schwachen Lächeln zu ihrem Geliebten: „Dies,“ sagte sie in leisem, gramvollem To-

ne: „ist die wahre Kleidung meines Standes."

„Meine Geliebte, meine Braut!" rief der junge Maler mit dem Ausdruke leidenschaftlicher Zärtlichkeit, und bükte sich auf ihre Hand, liebevoll und ehrerbietig, wie er es nicht vor der mächtigsten Königin der Erde würde gethan haben. Und sie, als sie die brennenden Küsse seines Mundes fühlte, sie hatte keinen Gedanken und keine Empfindung, außer für seine Liebe und ihr Glük.

Zehntes Kapitel.

Die Fremde Gefangene; ihr Einfluß auf die Gemüter Columba's und Guntram Franks.

Als Columba mit dem hereinbrechenden Dunkel ihre Stelle an der Schwelle der, ihrer Namensheiligen geweihten Kirche verließ, schlug sie mechanisch einen Weg ein, der sie über den Neumarkt führte. Als sie aber das Ende der Schildergasse erreichte, da, wo dieselbe auf den Neumarkt ausmündet, wurde sie durch eine Truppe Menschen aufgehalten, die sich hier vor dem Thore des Stadtgefängnisses drängte. Der, aus dem Haufen tönende Lärm, die Spöttereien, Schimpfreden, Verwünschungen und rohen Späße, ließen das Mädchen bald erkennen, daß man eine im Weichbilde der Stadt aufgefangene Landstreicherin hierher gebracht habe, um sie in sichern Gewahrsam zu nehmen. Der

Inspektor des Gefängnisses aber hatte einen Boten zu dem Bürgermeister geschikt, um zu vernehmen, ob die Gefangene, in der, seiner Aufsicht anvertrauten Strafanstalt, oder in einer andern untergebracht werden sollte. Deßhalb stand das Weib, bewacht von einigen Stadtsoldaten, noch vor dem verschlossenen Thore des Gefängnisses, und die Menge um sie her, die sich mit jedem Augenblike vergrößerte, wurde immer lauter und mutwilliger, und bedrohte die Gefangene schon mit Thätlichkeiten, die sie schwerer empfunden haben möchte, als die Hohnworte, die um sie her ertönten, und die sie nicht im Mindesten zu beachten schien.

Columba suchte sich Bahn durch die Menge zu brechen, um ihren Weg fortsezen zu können; allein es gelang ihr nur, bis in die Mitte des Menschenknäuels vorzudringen, auf welchem Standpunkte sie sich durch die Nachdrängenden den Rükweg abgeschnitten sah, während ihr das Vordringen durch ein gewaltiges Hinderniß, in der Person eines starken, vierschrötigen Mezgerknechtes, unmöglich gemacht wurde.

„Hoho!“ sagte ein Krämer: „sie ist so dürr, wie der dürr'ste Stokfisch in meinem Laden, und runzliger als eine überjährige Feige. Ihr könt sie laufen lassen, und wenn sie das schlechteste Mensch wäre! Sie wird keinen Jungen mehr verführen.“

„Nein; so wenig als die alte Kuh, die ich so eben abgehäutet habe,“ sagte der Mezger: „Ich glaube, das Beest hatte kein härteres Fell, als die Alte da.“

„Und ich hätte doch Lust, ihr den Bukel zu gerben!“ rief ein derber, halbbetrunkener Kürschner: „Sie ist eselsgrau. Laß sehen, ob dein Fell zu Pergament taugt.“

Mit diesem Ausruf schwang der Gerber einen Knittel über dem Kopfe der Gefangenen; aber die Stadtsoldaten wehrten den Schlag mit ihren Hellebarden ab, und trieben die Menge ein wenig zurük. Diese Bewegung brachte den, vor Columba stehenden Fleischer auf die Seite; das Mädchen wurde in die vorderste Reihe der Gaffer gestoßen, und sah sich unmittelbar der Gefangenen gegenüber.

Die zunehmende Dunkelheit gestattete ihr nicht, die Züge des fremden Weibes deutlich ins Auge zu fassen; doch konte sie noch erkennen, daß ihr die Hände mit einem rauhen Strik, dessen Ende einer der Soldaten an seinen Gürtel befestigt hatte, auf dem Rüken zusammengebunden waren. Sie hatte den Kopf gebeugt; er war entblößt und umflattert von langen, grauen, verwilderten Haarflechten, die von Kummer und Jahren gebleicht worden waren, aber noch immer eine Fülle zeigten, die selbst bei großer Jugend auffallend gewesen sein würde. Die dürre, ausgemergelte Gestalt, die zu kraftlos schien, sich selbst zu tragen, war von Lumpen — nicht verhüllt — denn so viele derselben waren nicht vorhanden; aber einzelne Fezen eines ehemaligen Gewandes schlugen sich um die schlotternden Glieder und die fleischlose Brust; und das Gestöhn, das von Zeit zu Zeit in der Kehle des Weibes hörbar wurde, war wie das schwache Todesröcheln eines verwundeten Thieres.

Mit unaussprechlich bitteren und qualvollen Empfindungen blikte Columba auf das unglük-

liche Geschöpf. Es durchzukte sie stets ein schneidendes Weh, wenn sie einen Gefangenen, besonders aber, wenn sie ein gefangenes Weib erblikte; denn sie hatte gehört, daß ihre Mutter sich einst in einer so schimpflichen und entwürdigenden Lage befunden hätte — ob mit Recht oder Unrecht — das wußte sie nicht. Auch waren die Mehrsten der Gefangenen, die sie noch gesehen hatte, Angehörige ihres eigenen Standes, Bettler, Landstreicher, Ausgestoßene aus dem Schooße der Gesellschaft, und sie kante die Verderbtheit und Bosheit des größten Theiles ihrer Standesgenossen zu wol, um nicht einzusehen, daß sie gewöhnlich, nur den verdienten Lohn ihrer Sünden empfingen, obgleich sie nicht genug mit der Welt bekant war, um einsehen zu können, daß häufig die besseren Stände den Saamen ausstreuen, aus welchem die Laster der niedrigen Volksklassen emporschießen. Daher fühlte sie sich selbst erniedrigt und gedemütigt, wenn sie so an den elenden und ehrlosen Plaz erinnert wurde, den ihre Geburt ihr in der menschlichen Gesellschaft angewiesen hatte, und sie konte nie ohne ein peinliches Errö,

then, ohne ein bitteres Gefühl der Schaam, einen gefangenen Bettler sehen.

Solcher Art waren auch die Empfindungen, die jezt in ihrer Brust angeregt wurden; aber beim Hinblik auf das wilde, verkommene, unheimliche Aeußere der Gefangenen, die sie jezt vor sich sah, verstärkten sich diese Gefühle zu einem körperlichen Schauer, und Columba, den Blik auf das fremde Weib geheftet, hörte bald eben so wenig mehr von dem Lärm der, sie umgebenden Menge, als die Gefangene selbst.

Der Bote des Inspektors kehrte zurük und brachte die Nachricht, daß die Gefangene im Stadtgefängniß aufbewahrt werden solle. Das Thor desselben wurde geöffnet, und der Schliesser trat mit einer Fakel in der Hand heraus, um seinen neuen Pflegling aus den Händen der Stadtsoldaten zu empfangen. Das Weib war aber in einer solchen Apathie — oder war die Welt ihres Innern in solchem Aufruhr, daß die Dinge der Außenwelt für sie versunken waren? — genug, sie mußte erst durch gewaltsames Rütteln und Zurufen zu sich selbst ge-

bracht werden, ehe sie begriff, daß sie dem Schließer in ihre Zelle zu folgen hätte. Als sie endlich verstanden hatte, was man von ihr wollte, brach sie in ein lautes, wahnsinniges Gelächter aus. „Haha!“ rief sie: „All' af Köln! — Kaum komme ich heim, so empfängt es mich mit hänfenem Handschmuk und freiem Quartier! All' af Köln! All' af Köln! — Ich will diese Nacht Fastnacht halten mit Ratten und Mäusen. Aschermittwoch ist's nur für Pfaffen und vornehme Leute; Bettler und H.... haben Festtag und Fasttag je nach der Gelegenheit. — Vorwärts, mein Junge! — All' af Köln!“

Der ganze Menschentrupp stand wie erstarrt über diese wilde, unheimliche Lustigkeit. Aber der Fleischer, kein Freund von solchen nachdenklichen Pausen, faßte den, in Köln seit Jahrhunderten so beliebten Ruf, den das Weib ausgestoßen hatte, auf. Er schrie laut auf: „Das ist eine lustige Hexe! All' af Köln!“ und sofort stimte der ganze Haufe brüllend mit ein, und wie er sich nun nach allen Richtungen hin vertheilte, scholl es weithin durch die stiller

werdenden Gassen: „All' af Köln! All' af Köln!“

Columba lehnte sich halbbetäubt an die Mauer des Gefängnisses. Sie war krank vor Abscheu und Grausen, zum Theil über diesen Auftritt, zum Theil aber über den Anblik der Gefangenen, der sich ihr tief in's Herz gebrant hatte. Denn als das Weib sich aufrichtete, um dem Schließer zu folgen, fiel einen Augenblik das volle, rothe Licht der Fakel auf ihr Antliz, und klar und deutlich sah Columba ihr starres, verwildertes Gesicht, um es nie wieder aus dem Gedächtnisse zu verlieren. Diese Züge hatte die Verzweiflung mit eisernem Griffel gegraben; alle Laster schienen aus diesen tiefen, finsteren Höhlen zu starren, aus denen ein Auge funkelte, das Haß, bitteren, unversöhnlichen Haß aussprach, gegen Alles auf Erden, was der Tugend geweiht, oder vom Glüke begünstigt war. Dies leblose Antliz mit seinen tiefen und starren Linien und Furchen, die selbst nicht zukten, wenn aus den blauen Lippen das lauteste Gelächter ertönte, hatte etwas Scheußliches, Höllenverwandtes, vor dem Co-

lumba's reine Seele wie vor einem Bilde der Verdammniß erbebte; und sie fühlte sich wesentlich erleichtert, als sie sah, wie die Thüre des Gefängnisses sich hinter der schreklichen Fremden schloß.

Nach einer Weile erst raffte sich das Mädchen zusammen, um ihren Weg fortzusezen. Sie schlich, in düsteres Sinnen versenkt, dicht an der Mauer hin, bis ein heller Lichtschein sie aufschrekte, der ihr zur Seite aus einem offnen Thore drang. Sie blikte auf und gewahrte, daß sie vor dem Hause der allbekannten Gräfin von Adenau stand. Ueber den, durch Fakeln erleuchteten Hofraum, drang der helle Lichtglanz aus den zahlreichen Fenstern des Hauptgebäudes, und das geschäftige Hin- und Herrennen der Dienerschaft, das man durch die offnen Thüren wahrnehmen konte, zeigte an, daß die Gräfin, troz des Aschermittwochs, Gäste bei sich sehen müsse. — Hundertmal war Columba, zitternd vor Frost, an dunkeln Abenden an dieser glänzenden Wohnung vorübergekommen, und achtlos und unbekümmert, hatte sie sich von dem schimmernden Hause ihrer dunkeln Hütte zuge-

wandt, heute aber blikte sie mit einem Seufzer zu den stralenden Fenstern der stolzen Dame auf, die sich vermaß, ihrem Donat Befehle ertheilen zu wollen, ihrem Donat, der tausendmal geschworen hatte, keine Herrin anzuerkennen, als die arme, niedriggeborne Columba; und ein banges, beklemmendes Gefühl beschlich ihre Brust.

Endlich trat die Bettlerin in die elende Hütte, die das Haus ihrer Kindheit gewesen war. Ihr Großvater war schon heimgekommen und saß, in einer Eke des Heerdes, seiner Schwester gegenüber, mit ganz verstörtem, verwandeltem Wesen. Auch auf dem Gesichte der Jungfer Ursula zeigte sich ein scheuer, lauernder Ausdruk, und als Columba die Thüre öffnete, schraken die beiden Alten hochauf, als befürchteten sie einen höchst unwillkommenen Besuch eintreten zu sehen.

„Es ist Nichts; es ist nur das Mädchen!“ sagte Ursula, ihren Stuhl wieder einnehmend: „sezt Euch, Frank. — Aber Ihr könt Euch doch geirt haben.“

„Geirt?“ flüsterte der Bettler in scheuem Tone: „Geirt? — Wollte Gott, es wäre

so! — Aber nein! — Ich sage dir, ich erkante ihre dichten Loken, obwol sie ihre glänzende, braune Farbe verloren haben; und es waren ihre Augen, ihr Mund und ihr Kinn, obgleich jezt alles hager, hohl und verzert ist, was einst so schön, so reizend, so verführerisch war.“

„Vater,“ fragte Columba ängstlich: „Kenst du die Gefangene, die so eben in's Stadtgefängniß gebracht worden ist?“

„Nein, er kent sie nicht, er kent sie nicht!“ schrie Ursula, bemüht ihren Bruder nicht zu Worte kommen zu lassen: „Wie sollte er ein fremdes, hergelaufenes Weibsbild kennen, das sie stundenweit von hier aufgefangen haben?“

„Hast du die Gefangene auch gesehen?“ fragte der Alte zu Columba gewandt, ohne auf seine Schwester zu achten: „Hast du auch geschaudert und gezittert, als sie schrie, sie sei aus Köln gebürtig? — Komm' her, Kind; sage mir die Wahrheit.“

„Es ist Wahnsinn, purer Wahnsinn!“ schrie Ursula: „höre nicht auf ihn, mein Mädchen.“

„Du sollst es mir sagen!“ rief der Alte, und schwang, wie in einem Paroxismus, seinen Bettelstab: „Gehorsam will ich in meinem Hause, so lange sie mich nicht daraus fortschleppen, Gehorsam, und wenn ich Euch die Köpfe zerschlagen soll.“

„Sei still, sei still!“ sagte Ursula geängstigt: „du schreist ja die Nachbarschaft zusammen; und du weißt, die Sache muß geheim gehalten werden, wenn sie anders wahr ist.“

„Wenn sie wahr ist?“ schrie der Bettler: „Ich will dir beweisen, daß sie wahr ist. Komm, Columba! — Du sollst sehen, die Natur hat schon gesprochen; da werden deine Zweifel schon schweigen müssen. — Columba, wer ist das Weib, das sie in's Stadtgefängniß geschleppt haben?“

„Heilige Columba! — Vater, wie soll ich das wissen?“

„Ha — “ erwiederte der Alte: „war's nicht, als du sie erbliktest — war's nicht, als ob du in einen Spiegel sähest?“

„In einen Spiegel?“ fragte Columba schaudernd: „In den Abgrund der Hölle glaubte ich zu bliken.“

„In einen Abgrund, ja, in einen Abgrund,“ murmelte der Alte verstört: „und wir werden Alle darin untergehen.“

„Was ist's mit dieser Gefangenen?“ fragte Columba ängstlich: „sagt es mir, Muhme.“

„Es ist Nichts, Kind! Du siehst, er ist krank und nicht bei Sinnen.“

„Ich bin nicht krank;“ betheuerte der Bettler: „Ich weiß, was ich sage. Columba — fühltest du Nichts, sprich, fühltest du Nichts, als du sie wiedersahst?“

„Als ich sie wiedersah?“ wiederholte Columba, und sah zweifelnd in das finstere, arbeitende Gesicht des Alten: „Vater — habe ich sie denn früher schon gesehen?“

„Das wollte ich eben von dir wissen;“ erwiederte der Bettler, und schaute das Mädchen mit unheimlichem Stieren an.

„Ich fürchte, Muhme, er ist wirklich krank,“ flüsterte Columba: „Laßt uns ihn zu Bette bringen.“

„Nein, nein!“ sagte der Alte, dessen Sinne an diesem Abende ungewöhnlich scharf und angespant zu sein schienen: „Ich will nicht zu Bette. Ich habe viel zu bedenken und wenig Zeit zum Schlaf. — Columba, Mädchen — du hast mir nicht geantwortete — was empfandest du, als du jene — jene — Gefangene sahst?“

„Schauder und Entsezen, Vater!“ erwiederte das Mädchen.

„Schauder und Entsezen — empfand ich das etwa nicht auch — und wer empfände das nicht, beim Anblike einer Mör —“

„Höre nicht auf ihn — höre nicht auf ihn, Columba!“ schrie die Muhme in unsäglicher Angst: „er ist wahnsinnig, toll, und wird mit seinem Geschwäz uns noch Alle an den Galgen bringen.“

„An den Galgen!“ rief der Bettler mit wahnsinnigem Gelächter: „An den Galgen! — nun, mein Hühnchen! gehören wir etwa nicht dahin?“

„Heilige Ursula!“ rief Jungfer Frank, ein brennendes Holzscheit vom Heerde raffend: „ich

will verdamt sein, wenn ich dem Schwäzer das Maul nicht stopfe."

Die Alte hatte den Feuerbrand nur aufgerafft, um ihrem Bruder damit zu drohen; aber der Bettler fuhr wüthend auf, und führte einen gewaltigen Hieb mit seinem eisenbeschlagenen Stabe nach ihr. Sie wich ihm aus, und schleuderte in der Hize des Zornes ihre flammende Waffe nach seinem Kopfe. Er taumelte und sank mit einem lauten Gekreisch zu Boden; dann verstumte er plözlich, und blieb regungslos liegen.

„Heiliger Gott! Ihr habt ihn ermordet!" schrie Columba, sich neben ihm niederwerfend: „Seht, wie das blutet! Großvater, lebst du noch?"

„Schweige!" raunte die Alte zornig dem Mädchen zu, während sie aber selbst über den ganzen Körper zitterte: „Schweige! er wird schon wieder zu sich kommen. Hilf mir, das Blut abwaschen, und die Wunde verbinden. Morgen wird er schon wieder zu Verstand kommen."

Stumm und zitternd half Columba ihrer Muhme, den alten Mann verbinden und auf sein Bett bringen. Er schlug einige Mal, während dieser Hülfleistungen, die Augen auf, schien aber seine Verwandte nicht zu erkennen. Später ging seine Betäubung in einen tiefen, schweren, von Träumen unterbrochenen Schlaf über, der von Stunde zu Stunde unruhiger und unerquiklicher wurde, bis er endlich gegen Mitternacht in laute, wilde Raserei überging. Jezt verließ Columba, die bisher unter Angst und Thränen den unheimlichen Schlummer ihres Großvaters bewacht hatte, die Hütte, um, beinah gegen den Willen ihrer Muhme, die Hülfe eines Arztes herbeizuholen; denn Jungfer Ursula erklärte, die Doktoren seien Nichts, als Lügner und Betrüger, und verständen es wol, junge Mädchen zu verführen, nicht aber, alte Leute gesund zu machen.

Eilftes Kapitel.

Der Leser macht nähere Bekanntschaft mit dem Charakter des Doktors Vitalis. — Ein nächtlicher Besuch.

Vitalis Locarno — dies war sein voller Name, obwol seine Kunden und seine Freunde ihn gewöhnlich, zur Unterscheidung von seinem Vater, der auch ein gelehrter Arzt gewesen war, Doktor Vitalis nannten — stamte von einem altadeligen Geschlechte aus der Lombardei ab, das aber schon im dreizehnten Jahrhunderte, bei Gelegenheit der guelphischen und ghibellinischen Unruhen, aus Mailand hatte flüchten müssen. Der damalige Herr von Locarno, Giacomo Cassone, war ein Neffe des in den guelphischen Kriegen unter dem Bischof Otto von Mailand so bekant gewordenen Simon Locarno, ein stiller, ernster, nachdenklicher Mann, der sich mehr für das Studirgemach als für

das Schlachtfeld eignete. Er wendete sich mit seiner Familie und den Trümmern seines Vermögens nach Teutschland, wo in damaliger Zeit einiger Sinn für wissenschaftliche Forschungen zu erwachen begann, und er und seine Nachkommen lebten über zwei Jahrhunderte ohne ein festes Besizthum, noch stets als Gäste und Flüchtlinge, unter den Teutschen, immer noch den Willen hegend, in das schöne Land ihrer Väter zurükzukehren, bis endlich ein Enkel Cassone's, der Urgroßvater des Doktors Vitalis, sich in Köln ansiedelte, vielleicht angezogen durch den Umstand, daß die Stadt ursprünglich eine römische Colonie gewesen. Allmälig vergaßen nun die Nachkömlinge des lombardischen Ritters ihren Erbadel, der durch Verbindungen mit schönen, bürgerlichen Teutschen ohnehin seinen angestamten Glanz eingebüßt hatte, und die Sehnsucht nach dem Lande seiner Väter wurde schwächer und kälter in jedem späteren Enkel Cassone's. Doch bewahrte selbst der lezte Erbe der Locarno, der Doktor Vitalis, noch sowol in seinem Innern, als in seinem Aeußeren, einige characteristische Züge, die seine Ab-

stammung aus der Stadt des h. Corolus Borromeus bekundeten, obgleich sie sehr geschwächt und gemildert würden durch das Erbtheil von der Mutter her, und durch den Einfluß des kälteren und rauheren Landes, in welchem er, und viele seine Väter, geboren und erzogen worden waren.

Die Hauptelemente im Charakter des Doktors Vitalis waren eine natürliche Milde und Stille des Gemütes, eine unendliche, durch nichts zu verdrängende Freude an ruhigen, wissenschaftlichen Forschungen, und eine eben so große und unüberwindliche Sucht in die Geheimnisse jener, unsere Phantasie so leicht verlokenden, unbekanten Welt zu dringen, die wir gewöhnlich die überirdische nennen. Wenn der Gelehrte nun diese Eigenschaften vielleicht vorzugweise seinem Geburtlande zu verdanken hatte, so war sein Charakter noch gemischt mit andern, die den, so eben genanten, auf den ersten Blik beinah zu widerstreiten schienen, und die er selbst, vielleicht nicht mit Unrecht, als ein Erbtheil seiner Väter betrachtete. Troz seines, im Zustande der Ruhe sanften und wei-

chen Gemütes waren seine Leidenschaften leicht zu erregen, und, einmal aus dem Schlummer geweckt, schwer zu bändigen. Zugleich besaß er die, den Italienern so gewöhnliche und geläufige Kunst, sich zu verstellen, in hohem Grade. Nur selten, und nur in der tiefsten Einsamkeit, überließ er sich den wilden Ausbrüchen seiner Leidenschaften, und nur Ein menschliches Wesen außer ihm wußte, daß der sanfte, ruhige Arzt, der milde Tröster der Kranken, der barmherzige Freund der Armen, toben konte, in Anfällen von Wut und Zorn, die um so heftiger und furchtbarer waren, als sie sich nur höchst selten und bei nicht gewöhnlichen Veranlassungen offenbarten. Selbst sein bejahrter Diener, der schon die Spiele des Knaben Vital bewacht, und den Jüngling nach Paris, Pavia und Leiden auf die Hochschule begleitet hatte, hatte nie ein zorniges Stirnrunzeln seines Herrn gesehen, oder eine Rede, im Affekt gesprochen, von seinen Lippen vernommen. Aber der Lebensstrom des Doktors floß auch so ruhig und eben seiner Mündung zu, daß es gänzlich an Stürmen zu fehlen schien, die seine Wellen hätten aufregen

können; und wenn der Gelehrte je zuweilen durch den Undank und die Achtlosigkeit derer, denen er sein Wissen und seine Kräfte weihte, um sie von ihren Leiden zu befreien, gekränkt wurde, so besaß er in einem edeln und männlichen Stolze das wirksamste Heilmittel gegen verlezte Eitelkeit oder verwundeten Ehrgeiz; und lezterer hatte in seiner edeln Brust so wenig eine falsche Richtung genommen, daß er vielmehr völlig der hohen, heiligen Menschenliebe untergeordnet war, die hier einen festen und würdigen Thron einnahm. Nie sah man seine Lippen höhnisch zuken, oder sein Auge zornfunkeln, wenn er hörte, daß ein Mensch, dem er bisher alle seine Kräfte zur Erhaltung seines Lebens gewidmet hatte, seine Zuflucht zu einem andern Heilkünstler genommen habe, und es entlokte ihm kaum ein mitleidiges Lächeln, wenn er erfuhr, daß man seinen Namen verunglimpft hatte, oder sein Wissen in Zweifel zog.

Die einzige Schwäche, die, wie wir schon andeuteten, den Charakter dieses Mannes entstellte, war eine Art von Schwärmerei, die auf den ersten Anblik Aberglauben zu sein schien, je-

doch weit entfernt war, den Namen dieses Lasters zu verdienen. Es gibt vielleicht keinen nachdenklichen und phantasiereichen Menschen, der nicht bisweilen in seinem Innern auf Gefühle und Zustände stieße, die er sich nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nicht zu erklären vermag; die eine dunkle und unwillkürliche Wirksamkeit der Seele offenbaren, von der sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermag, und die, was noch auffallender und unerklärlicher scheint, bisweilen in seltsamer und überraschender Verbindung mit äußeren Vorfällen stehen. In diesem Falle war auch Doktor Vitalis. In seiner Jugend war es ihm einmal begegnet, daß ein furchtbarer und deutungvoller Traum, der sich ohne alle erkenbare Veranlassung in seiner Seele entwikelte, der Vorläufer von Begebenheiten war, die so überraschend als schreklich in die Speichen seines Lebensrades eingriffen; und gewohnt, Alles zu erforschen und zu erkunden, ließ der Gelehrte nicht nach, bis er aus Gründen der Psychologie, der Physik und der Offenbarung ein System hergeleitet hatte, aus welchem mit ziemlicher Deutlichkeit und Natürlich-

keit jene ungewöhnliche und erhöhte Wirksamkeit der Seele — wie er seine prophetischen Träume, die sich noch mehrmals, bei minder wichtigen Vorfällen wiederholt hatten, nante — erklärt werden konte, und dem er so fest anhing, als nur irgend einem Lehrsaze der Heilkunde. Dieser Glaube, der einem minder klaren und gewissenhaften Denker, zumal in seiner Eigenschaft als Arzt, hätte gefährlich werden, und ihn zu schlimmen Irthümern hätte verloken können, blieb für den edeln und ernsten Geist des Gelehrten durchaus unschädlich und gefahrlos. Er vermengte die Forschungen, die sich auf diesen Gegenstand bezogen, nie mit den Studien seines Berufes, und keiner der seltsamen und bunten Träume, die zur Zeit des Schlummers sein Lager umringten, hatte je am Tage den geringsten Einfluß auf seine Entschlüsse und Handlungen.

So rein und edel das Gemüt dieses Mannes in seinen Hauptelementen aber auch war, und so ruhig sein Lebenslauf auch zu verfließen schien, so war die Tafel seiner Erinnerungen dennoch beflekt, und es gab ein Blatt im Buche

seiner Vergangenheit, das mit den dunkeln und schauerlichen Characteren einer ungesühnten Schuld beschrieben war. Aber nur in Stunden der Nacht und der tiefsten sichersten Einsamkeit zeigte sich der Ausdruk der Reue und Selbstanklage auf dem ruhigen, würdevollen Antlize des Gelehrten, und in eifrigem Gebet und in strengen, geheimen Büßungen suchte er Verzeihung für ein Vergehen zu erlangen, welches zu sühnen, wie er glaubte, außer dem Bereiche seiner Macht lag, dessen Größe er aber wol erkante, und das einen Stachel in seiner Brust zurükgelassen hatte, der fort und fort die wunde Stelle seines Bewußtseins reizte, ohne ihn jemals zu Ruhe und Frieden gelangen zu lassen.

Vielleicht war es auch dieses Bewußtsein einer geheimen Schuld, was den Gelehrten so mild und nachsichtig gegen seine Mitmenschen stimte, während es zugleich seinem Wesen manchmal einen Anstrich von Mißtrauen und Zurükhaltung verlieh, der im Widerspruche stand mit der sonstigen Ruhe und Sicherheit seines Benehmens. Aber nur Wenige bemerkten gelegen-

heitlich diese Eigenthümlichkeit des Arztes, und selbst diese waren weit entfernt, den wahren Grund derselben zu vermuten, sondern schrieben sie einzig der natürlichen Scheue zu, die abgeschlossene Gelehrte so häufig vor Berührungen mit der Außenwelt zu empfinden vermögen. — So verfolgte Doktor Vitalis unbelästigt und unbeargwohnt seinen einsamen Lebenslauf; aber alle Triumphe, die seine Kunst — oft selbst über den Tod — errang, alle Aufopferungen, die er so bereitwillig für seine Mitmenschen machte, und aller Ruf, den sein rastloses und fast immer vom Glüke gekröntes Wirken ihm erwarb, waren nicht im Stande die vorwurfsvolle Stimme zum Schweigen zu bringen, die fort und fort in der geheimsten Tiefe seiner Brust erklang.

Ungefähr um die Stunde, als Columba am Stadtgefängnisse durch den Anblik der unheimlichen Fremden so erschüttert wurde, besuchte Donat den Arzt noch einmal; denn er wußte, daß derselbe sich seinetwegen in Sorgen befand. Der Gelehrte war erfreut, als er sah, daß dem Jünglinge sein gewohntes, freies und heiteres

Wesen wiedergekehrt war, und als derselbe ihm versicherte, daß aller Grund zu den Sorgen und Bekümmernissen, die ihn an diesem Morgen gedrükt hätten, nun verschwunden sei.

„Gewiß, es ist eine Freude für mich, wenn ich Euch lächeln sehe;“ sagte der Gelehrte in seinem gewöhnlichen, ruhigen, affektlosen Tone: „man sieht, daß es wahrhaftig das Glük ist, was Euch diesen Zug von Heiterkeit in das Gesicht zeichnet. Ich selbst habe niemals so lächeln können.“

„Armer Doktor Vitalis!“ sagte der Jüngling mit aufrichtigem Bedauern: „Habt Ihr denn nie das Glük, oder vielmehr — die Liebe gekant?“

Der Gelehrte wechselte die Farbe nicht, noch veränderte sich der Ausdruk seiner Züge, noch auch verrieth sich die leiseste Bewegung in der klaren Stimme, womit er die Frage seines jungen Freundes beantwortete. Aber es kam Donat seltsam vor, daß der sonst so milde Mann ihm mit fast schneidender Kälte erwiederte: „Die Liebe — könt Ihr — der selbst die Kinderklapper schon lange zerbrochen haben sollte — könt

Ihr einen Mann, der, wie ich, die ernstesten Lebenszweke zu verfolgen hat, nach einer solchen Thorheit, die nur die Beschäftigung von Weibern, Kindern und Narren ausmachen kann, fragen?"

„Verzeiht, Doktor Vitalis!" sagte der Maler, etwas außer Fassung gebracht: „Ich bin eben jezt dieser Thorheit schuldig, und ich wünsche sie niemals abzulegen; selbst wenn ich mir Euer Wissen und Eure Erfahrungen dafür eintauschen könte."

„Also Ihr seid in Liebe befangen — in Liebe?" sprach der Gelehrte in ruhigem, halb schwermütigem Tone, ohne auf die Heftigkeit seines Freundes zu achten, oder sich verlezt dadurch zu zeigen: „Wahrscheinlich glaubt Ihr, diese Liebe sei die Ursache, das eigentliche Wesen Eures Glükes, ja, selbst Eures Lebens?"

„O, Doktor Vitalis!" rief Donat mit leuchtenden Augen: „Ihr kent doch die Liebe!"

„Sagt vielmehr: das menschliche Herz," erwiederte der Gelehrte: „Es ist traurig für mich, sehen zu müssen, daß Euch jezt ein Trugbild beglükt, und daß das Erwachen aus die-

sem wahnsinnigen Traume Euch elend machen wird."

Der Ton, womit der Doktor diese Worte sprach, drükte ein so herzliches, aufrichtiges Bedauern aus, daß Donat ihm unmöglich darüber zürnen konte, so sehr der Inhalt dieser Rede ihm auch mißfallen mochte. Er begnügte sich also blos, lächelnd zu erwiedern: „Ich fürchte, wir werden uns über diesen Punkt nicht vereinigen. Ihr sprecht, wie die strengen Philosophen, die die Weiber, samt Allem, was sich auf sie bezieht, verdammen; ich spreche im Sinne der — nun, der Liebe selbst. Laßt uns also lieber von etwas Anderem reden. — Ihr schriebt, als ich kam. Habt Ihr Euch endlich entschlossen, Euren Namen und Euer Wissen in weiterem Kreise bekannt werden zu lassen, als in den engen Mauern Eurer Vaterstadt?"

„Ich kann Eure Frage mit Ja und Nein beantworten, mein junger Freund," entgegnete der Gelehrte: „Meinen Namen? — Ich werde nie Etwas thun, was seinen Klang ertönen läßt im Munde der Menschen. — Mein Wissen — gerne möchte ich, daß die wenigen Blü-

ten, die der Baum der Erkentniß für mich getrieben hat, so viele Früchte brächten zum Wole der Menschheit, als der Vorsehung gefallen möchte. Da ich nun höre daß der Doktor Helfried Jüngken in Frankfurt ein Werk über die Grundregeln der Medizin herauszugeben beabsichtigt, und ich, theils durch Fleiß, theils durch Zufall, in den Stand gesezt wurde, einige Blike in die geheimen Tiefen unserer Wissenschaft zu thun, die vor mir — so viel ich weiß — noch Keinem gestattet waren, so habe ich Alles, was mir Neues über diesen Gegenstand bekant geworden ist, sorgfältig verzeichnet, und bin im Begriffe, es meinem gelehrten Freunde zu übersenden, mit der Bitte, meine Notizen bei Verfassung seines Buches zu benuzen."

In sprachlosem Erstaunen starte der junge Maler den Gelehrten an. Eine so gänzliche Entäußerung von allem, selbst erlaubtem Ehrgeize, war dem jungen, glühenden Künstler, dessen Träume sich theilten in Liebe und Ruhm, völlig unbegreiflich. „Aber warum — warum, Doktor Vitalis," stammelte er nach einer Weile

heraus, während der Gelehrte, mit aller Befriedigung eines Autors sein Manuscript durchblätterte: „warum gebt Ihr Eure gemachten Erfahrungen nicht unter Eurem eigenen Namen heraus?“

„Namen — was thun Namen?“ sagte der Doktor ruhig und ohne aufzubliken: „Zudem habe ich noch einen andern Grund, die Veröffentlichung meiner Ansichten durch den Doktor Jüngken zu wünschen. Sende ich sie als mein Eigenthum in die Welt hinaus, es würden vielleicht Jahre damit hingehen, ehe meine Brüder in Aeskulap, den Worten Aufmerksamkeit schenkten, die unter dem Schuze eines so unberühmten und unbekanten Namens, als der meinige ist, erschienen. Im Buche meines berühmten, hochgelehrten Freundes aber, werden sie hoffentlich in Kurzem Eingang bei Allen finden, die sich gleichem Berufe mit mir widmen, und also in kurzer Frist schon zum Heil und Nuzen der leidenden Menschheit gereichen. Doktor Jüngken wird, hoffe ich, die Früchte meiner Erfahrungen seinen eigenen in seinem umfassenden Werke anreihen.“

„O, ohne Zweifel wird er das thun!“ rief Donat, der den Arzt mit einer bewundernden Verehrung betrachtete, die um so größer war, als er fühlte, daß er selbst nie solche Gesinnungen hegen könne, als die, welche der Doktor so eben auf eine so überraschende und doch so natürliche Weise geäußert hatte.

Noch eine Weile besprachen die beiden Männer, die, so verschieden sie auch in Charakter und Lebenszweken voneinander sein mochten, doch eine warme und aufrichtige Hochachtung für einander hegten, sich über allerlei Gegenstände des Wissens, und die Nacht war schon angebrochen, als Donat endlich den Doktor verließ.

Der Gelehrte, allein gelassen, schritt einige Male in seinem Gemache auf und nieder, und trat dann in die Wölbung des, auf den Altenmarkt gehenden Fensters, und schaute hinaus. Die Nacht war kalt und klar; ein leichter Nachtfrost hatte die Straßen aufgetroknet, und droben funkelten die Sterne in all’ dem goldenen Glanze einer Winternacht, obgleich man sich schon im Märze befand. Ihr bleiches,

dämmerndes Licht schlief ruhig auf dem alten Thurme des gegenüberstehenden Rathhauses, und auf den grauen Giebeln der hohen, alterthümlichen Gebäude, die den Marktplaz umgaben. Die Stadt, erschöpft von den wilden Lustbarkeiten der vorhergehenden Tage, schien in tiefem Schlummer zu liegen. Die dunkeln, verschlossenen Häuser, die stillen, menschenleeren Straßen, schienen ein Bild der vollkommensten Ruhe zu sein, und kein Athemzug schien in allen diesen weiten, schweigenden Räumen zu wehen. Die stille, würdevolle Gestalt des Gelehrten, sein ruhiges, unbewegliches Antliz, paßten ganz eigentlich zu einer solchen Scene; sein abgeschlossenes, leidenschaftloses Wesen, schien ihn als den, diese Stadt der Ruhe und des Schweigens beherrschenden Geist zu bezeichnen; und als sein tiefes, dunkles Auge sich langsam von dem sternbesäten Himmel herabsenkte, um sich auf die schwerfälligen Häusermassen vor ihm zu heften, erschien er so majestätisch, wie ein Fürst, der sein angestamtes Herrschergebiet überschaut.

Allmälig aber gingen die Züge des Arztes von der Ruhe zu heftiger, qualvoller Bewegung über. Sein Blik verdunkelte sich, seine Stirn begann zu glühen, und bald preßten seine Lippen sich fest zusammen, wie in heftigem Schmerz, bald wieder öffneten sie sich, um mit heißer Gier die Luft zu athmen, die die wogende Brust dann wieder gewaltsam von sich stieß. Endlich ergoß seine Aufregung sich in Worten, die genugsam von dem ruhelosen, verstörten Zustande seines Innern zeugten, obwol sie kein klares Licht über denselben verbreiteten.

„O,“ murmelte er: „nur im Geräusch des Tages, in der Arbeit und der Anstrengung finde ich ein Heilmittel — nein — eine Betäubung für meine Qual. Ruhe kenne ich nicht, nur Ermüdung; und ich, der tausend Schmerzen stillte, tausend Uebel heilte, ich bin machtlos, wenn ich mir selbst helfen soll.“

Als der Gelehrte so sprach, legte er seine Finger an seine brennenden Schläfen und stieß einen tiefen, krampfhaften Seufzer aus: „Könnte ich doch Einmal,“ fuhr er fort: „Einmal nur, wie dieser junge, harmlose Sohn

des Vergnügens, leicht und unbekümmert auf der Oberfläche des Lebens schwimmen! Könte mich das Trugbild des Ruhmes noch zu Anstrengungen verloken; könte ich mich an der Schönheit erfreuen, oder lächeln über einen Scherz! — O, und selbst der Lohn meiner Anstrengungen, meiner Sorgen, meiner Mühen und Gefahren — das Bewußtsein, einen Vater seinen Kindern, den Geliebten der Braut, das Kind der Mutter erhalten zu haben — kann es, kann es — Einen Augenblik nur — die düstere Erinnerung verwischen, deren schrekliche Bilder hier ewig, ewig glühen? — — —"

Die Hände gegen die Stirn gepreßt, verstumte der Gelehrte und stierte eine Weile mit gläsernem Auge regungslos vor sich hin. Endlich jedoch raffte er sich mit gewaltsamer Anstrengung auf, und während er mit seinem gewöhnlichen, ruhigen und gelassenen Wesen durch das Zimmer schritt, murmelte er vor sich hin: „Es gibt ein sichreres Mittel zum Vergessen als den Schlaf, der den Unglüklichen treulos flieht, und die erschütterte Seele mit furchtbaren Träumen schrekt. — Geliebte Wissenschaft! meine

Freundin! meine Trösterin! Deine Tiefe ist unerschöpflich; dein ewig fließender Born erquikt Alle, die mit aufrichtigem Wunsche nach Wahrheit daraus schöpfen, und du verläßest deine treuen Jünger nie.“

Als er so sprach, nahm er mit fester Hand und wieder erhelltem Blike einen alten, staubigen Band, dessen Form und Umfang manchen neueren Gelehrten abgeschrekt haben möchte, aus einem Bücherschranke, legte ihn vor sich auf den Tisch, und war bald in tiefes, angestrengtes Grübeln verloren.

Mitternacht war schon vorüber, und noch hatte Doktor Vitalis seine Augen nicht wieder von den Blattseiten des alten Buches, worin er sich vertieft hatte, erhoben. Er hörte es nicht wie unten an seiner Hausthüre geklopft wurde, wie diese sich öffnete, und wie sein Diener, im Gespräche mit einer fremden Person, die Treppen heraufkam. Ja, er bemerkte diese nächtliche Störung in seinem Hause nicht früher, als bis die Hülfesuchende ihm in seinem tGemache gegenüber stand.

„Herr!“ sagte der alte Diener, der dicht zu dem Gelehrten getreten war, und sich erlaubte, seine Hand auf dessen Arm zu legen: „Herr, da ist ein Mädchen, das Euch zu einem Kranken rufen will.“

Der Gelehrte richtete sich bei dieser altgewohnten Anrede seines Dieners mechanisch auf, um dem, an ihn ergangenen Hülferuf Folge zu leisten, sank aber, als er die Fremde erblikte, die vom vollen Lichte seiner Studirlampe beschienen, und nur durch den Tisch von ihm getrent, vor ihm stand, mit einem schwachen Schrei in seinen Stuhl zurük.

Der Diener, an manche Eigenheit seines Herrn, und besonders an das verstörte Wesen, das er zeigte, wenn man ihn bei seinen nächtlichen Studien überraschte, gewöhnt, zeigte sich nicht im Geringsten verwundert über das Benehmen des Gelehrten, sondern wiederholte blos seine Anrede von vorhin in etwas erhöhtem Tone.

„Ha, gut!“ sagte der Gelehrte, seinen Kopf dem Diener zuwendend, ohne jedoch seinem Blike, der starr auf der Fremden haftete, eine

andere Richtung zu geben: „ich will kommen, ich will kommen; mache die Laterne fertig und erwarte mich an der Hausthüre.“

Der Diener verließ auf diese Weisung das Studirgemach, und der Doktor blieb mit dem Mädchen allein, das ihn ängstlich und mit bleichem Gesichte anblikte, und regungslos, aber vergeblich auf sein Mitgehen wartete. Schweigend und unbeweglich verharr'te der Gelehrte in seinem Stuhle, und sein gespanter Blik und seine todtenbleichen Züge fingen nachgerade an, eine unheimliche Vermuthung in der Brust des fremden Mädchens zu erweken. Endlich schloß der Arzt langsam seine Augen, öffnete sie wieder, fuhr mit der Hand über die Stirne, und murmelte vor sich hin: „Ha, dieses Gesicht, dieses Gesicht! — Im Schlafe ist es mir tausendmal erschienen; aber in meinen wachen Träumen vor dieser Stunde noch niemals.“

„Herr!“ sagte das Mädchen erschroken, denn sie glaubte ihre Vermuthung, daß der Gelehrte an einem Anfalle von Wahnsinn leide, bestätigt zu sehen: „Herr, ich verstehe Euch nicht; aber

ich wollte Euch bitten, mit mir zu kommen, zu meinem kranken Großvater."

„Ha!" rief der Gelehrte auffahrend: „Das ist ihre Stimme, ihre süße silbertönende Stimme! — Kann es, kann es sein, daß ich sie lebend vor mir sehe, unverändert — nein, schöner als je? — Und doch, gewiß ist es nur ein Bild, erzeugt von meinem eigenen, glühenden Gehirn."

„Herr!" stammelte die Fremde, mit zunehmender Angst: „ich weiß nicht, wofür Ihr mich haltet; aber ich bin wirklich nur ein armes Mädchen, gekommen, um Eure Hülfe für meinen kranken Vater zu erflehen."

„Ihre Stimme ist es, wahrlich, ihre, ihre Stimme, und ihr schönes, unvergleichliches Antliz auch!" murmelte der Arzt: „aber würde sie wol so ruhig, so fremd mir gegenüberstehn? — Nimmermehr!" Und mit gewaltsamer Fassung sich zu dem Mädchen wendend, fragte er:

„Also deinen Vater soll ich besuchen?"

„Meinen Großvater, Herr!" erwiederte die Fremde: „Ich war schon bei zwei Herren, die

es mir abgeschlagen haben, denn wir sind arm, und unsere Wohnung ist sehr abgelegen. Aber“ fügte sie schüchtern hinzu, und ihre bleichen Wangen färbten sich plözlich mit brennendem Roth: „wir würden doch immer so viel haben, um unsere Dankbarkeit beweisen zu können.“

„Laß das, mein Kind!“ sagte der Arzt wieder in seinem gewöhnlichen, ruhigen, milden Tone: „Ich bin bereit mit dir zu gehen. Wo wohnt dein Großvater?“

„In St. Mauricius, Herr! Ich will Euch den Weg zeigen.“

„Gut, gut, meine Tochter!“ sagte der Gelehrte, den Mantel umnehmend, und, die Lampe in der Hand, der Thüre zuschreitend: „und du, wie heißt du, mein Kind?“

„Columba,“ erwiederte das Mädchen mit ihrer klaren, lieblichen Stimme; aber hätte eines der Gerippe in den Schränken eine ganze Rede gesprochen, es hätte den Doktor nicht mehr erschüttern können, als dies Eine Wort von den blühenden Lippen des Mädchens. Die Lampe wäre seinen Händen fast entfallen, und es fehlte nicht viel, daß er selbst zu Boden ge-

stürzt wäre. Er lehnte sich an die Wand, um nicht umzusinken, und das Röcheln in seiner Kehle gab Zeugniß von der heftigen Beklemmung, die sich seiner bemächtigte. Erst nach mehreren Sekunden gewann er Athem genug zu der zitternden, kaum verständlichen Frage: „Und dein Vater — der Name deines Vaters?“

„Mein Vater ist todt, lange schon todt,“ erwiederte Columba, zitternd in unbestimter, aber heftiger Furcht: „mein Großvater heißt Guntram Frank.“

„O gerechter Gott! jezt nehmen deine Gerichte ihren Anfang,“ stöhnte der Gelehrte, in die Knice sinkend, und die Lampe in seiner Hand wankte so heftig, daß sie zu erlöschen drohte. Das Mädchen nahm sie ihm ab, und wagte schüchtern die Frage: „Herr, kent Ihr uns?“

Diese Worte gaben dem Doktor sofort seine volle Besinnung wieder. Er richtete sich mit einer gewaltsamen Anstrengung auf, und antwortete mit klarer, fester Stimme:

„Ob ich Euch kenne? — Nein — ja; deinen Großvater kenne ich; ich habe ihn vor Jahren, vor vielen Jahren gesehen, als Unglük und Verbrechen in seinem Hause waren. Später ist das Alles vergessen worden, außer von Einem — Doch, denke nicht daran, und sage den Deinigen Nichts davon, daß ich um die geheime Geschichte Eures Hauses weiß. Sie könten sich scheuen, Hülfe von einem Manne anzunehmen, der sie in Schande und Schmach zu stürzen, oder sie vor beidem zu bewahren vermag. Und nun sage mir, deine Mutter — ist sie in Eurem Hause?"

„Sie ist todt!" erwiederte Columba mit zitternder Stimme, und betrachtete mit unruhigen Bliken den fremden Mann, der mehr von der Vergangenheit ihres Hauses zu wissen schien, als sie selbst: „Sie ist todt, oder — sie ist schlimmer als todt; wir wissen Nichts von ihrem Leben oder Sterben. Sie ist bald nach meiner Geburt verschwunden und verschollen, und ich weiß nicht, ob je ihr Auge auf mich geschaut, und ob ihre Lippen ihr Kind gesegnet haben."

Unter diesem Gespräche hatten der Gelehrte und das Mädchen das Studirgemach verlassen, und waren die Treppe hinabgestiegen. Der Doktor befahl dem unten harrenden Diener, die Hausthüre zu schließen und mit der Laterne voranzuschreiten. Columba gab die Richtung an, die sie zu nehmen hätten, und schweigend und nachdenklich verfolgte die kleine Gesellschaft ihren Weg durch die stillen, dunkeln Strassen.

„Und du, mein Kind, wie alt bist du?“ fragte der Gelehrte, nachdem man schon mehre Straßen zurükgelegt hatte, ohne ein Wort zu sprechen, und Columba erschrak vor dem Tone seiner Stimme, die mit fast übernatürlicher Klarheit und Milde, wie die Stimme eines Geistes, durch die, sie umgebende Stille tönte. „Am Weihnachttage habe ich mein achtzehntes Jahr erreicht,“ erwiederte sie beklommen, sie wußte selbst nicht warum; und der Gelehrte sagte mit unklarem, unverständlichem Murmeln zu sich selbst: „Ja, es ist kein Zweifel — kein Zweifel; — sie ist —“

Er vollendete nicht; er scheute sich, selbst im heimlichsten Geflüster, das in Worte zu fassen, was zu denken er kaum ertragen konte. Und ohne noch eine Silbe zu sprechen, schritt er mit seinen Begleitern fort, bis Columba vor der Hütte ihres Großvaters Halt machte, und Einlaß begehrte.

„Komst du endlich, Columba?“ sagte Jungfer Frank, die Thüre öffnend: „O, er ist so schlimm gewesen. Alle Teufel sind los in ihm.“

Der Arzt trat schaudernd in die schmuzige Hütte und an das elende Lager Guntram Franks. Der Kranke rasete in wildem Paroxismus, und der Gelehrte richtete ruhig und besonnen mehre Fragen an seine Verwandten, um die Ursachen seiner Krankheit zu erfahren. Columba erzählte ihm, vergebens durch Ursula's Winke und Zwischenreden zum Schweigen oder Lügen ermahnt, der Wahrheit gemäß Alles, was sie, auf die Krankheit des alten Mannes Bezügliches wußte, und Jungfer Frank, die eine seltsame Abneigung gegen Aerzte zu hegen schien, zog sich, als sie bemerkte, daß Columba entschlossen war,

ihrem eigenen Willen zu folgen, vom Lager des Kranken zurük.

„Also vor einer gefangenen Frau, vor einer fremden Frau, die er erkant haben will, hat er sich so sehr erschrekt?“

„Ja, Herr — sie sah aber auch schreklich aus.“

„War sie jung, sehr jung?“ fragte der Gelehrte zerstreut.

„Nein, Herr; sie war alt und häßlich, furchtbar häßlich!“ erwiederte Columba, noch in der Erinnerung schaudernd: „Die Verdamten in der Hölle selbst können nicht abschrekender sein, als sie.“

Der Gelehrte athmete hoch auf, wie von einer schweren Sorgenlast befreit, und schritt nun unverzüglich zur Anwendung von Heilmitteln, die nach Verlauf von mehren Stunden, während welchen der Arzt sich ganz seiner Pflicht gewidmet hatte, auch ihre beruhigende Wirkung äußerten. Das Toben des Kranken, seine heftigen Bewegungen, sein unverständliches, herzzerreißendes Gekreisch, ließen nach; seine Zukungen verminderten sich; das stiere,

brennende Auge wurde matt und gläsern; die blauen Lippen schäumten nicht mehr, und endlich verfiel er in einen müden, schweren Schlummer, der noch gestört und unterbrochen schien durch wilde Träume, der aber doch, verglichen mit der Tobsucht der vergangenen Stunden, ein Zustand der Glükseligkeit und Ruhe war.

Sobald der Kranke ruhiger wurde, richtete der Gelehrte seine Blike auf die, ihn umgebenden Gegenstände. Das Gemach enthielt Nichts, als die gewöhnlichsten und nothdürftigsten Geräthschaften. Aber der Zauber der Erinnerung, wiewol einer sehr düstern, qualvollen Erinnerung, haftete für ihn auf diesen armseligen Gegenständen. Der zerbrochene Stuhl, der alte Schrein, die zerrissenen, beschmuzten Gebetbücher auf dem Gesimse neben dem zersprungenen Porzellangefäße, das wahrscheinlich die Ergebnisse des schmählichen Erwerbes vom lezten Tage enthielt, Alles das hatte ein reges, peinliches Interesse für das Auge des hochgeachteten, bewunderten Gelehrten, für den ernsten Blik des abstracten Denkers. Die geheime Ge-

schichte seines Herzens erhob sich hell und lebhaft aus dem Staube längst entschwundener Jahre; und als endlich seine Blike auf dem bleichen, erschöpften, aber so unendlich lieblichen Antlize Columba's verweilten, hatte er Mühe, die Gegenwart von der Vergangenheit zu sondern, und er bedurfte aller seiner Willenskraft und aller Hülfe seiner, so lange und so erfolgreich geübten Verstellungskunst, um in seinem Aeußern wenigstens den Schein von Ruhe und Gelassenheit festzuhalten, der ihm in diesem Augenblike unerläßlicher als je für die Aufrechthaltung, nicht nur seines guten Rufes, sondern sogar seiner persönlichen Sicherheit schien.

Troz der frühen Jahreszeit begann doch der Morgen schon zu grauen, als der Gelehrte in Begleitung seines Dieners die Hütte Guntram Franks verließ. Erschöpft, mehr von den Bewegungen seines Inneren, als von den Beschwerden seines Amtes, erreichte er seine Wohnung, und schloß sich in sein Gemach ein, nicht um Ruhe zu suchen — was auch vielleicht ein vergebliches Bemühen gewesen sein

möchte — sondern um ernsten und strengen Verkehr zu halten mit seinem eigenen, gequälten, zerrissenen und aufgestürmten Herzen.

Zwölftes Kapitel.

Die Grafin von Adenau und der Ritter von Rembruck.

Es war beinah um die Mittagszeit als der Malteser-Comthur von Rembruck sich bei der Gräfin von Adenau melden ließ. Sie empfing ihn in ihrem Gemache mit jener auffallenden, übergroßen Höflichkeit, mit welcher Damen von feinem Ton zu allen Zeiten einen unwillkommenen, aber nicht abzuweisenden Besuch zu empfangen wissen. Die Zofe Elekta, die sich bei der Gräfin befand, wollte, wie sie gewöhnlich bei der Anwesenheit des Ritters zu thun pflegte, das Zimmer verlassen; allein ein Befehl ihrer Gebieterin verhinderte sie daran.

„Ihr seid verändert gegen mich, Dame!“ bemerkte der Ritter nach einer Weile, während welcher man ein langweilendes, öfters stokendes Gespräch geführt hatte: „Noch vor wenigen

Tagen empfingt Ihr mich weniger umständlich, aber mit größerer Wärme als heut, und gestern befahlt Ihr mir sogar, gar nicht vor Euch zu erscheinen.“

„Scheint Ihr Euch doch wenig über diesen Wechsel zu härmen, Herr Ritter!“ warf die Dame leicht hin.

„Mein Stolz kömt meinem Herzen zu Hülfe, schöne Emerentia,“ erwiederte der Malteser in einem angenommenen Tone verlezten Gefühls: „Dieser Mantel,“ und er legte seine Hand mit deutungvoller Geberde auf das schimmernde Zeichen seines Ordens, das seinem Mantel an der Stelle des Herzens eingewirkt war: „dieser Mantel birgt mancherlei Wunden, Dame.“

„Ha,“ sagte Emerentia spöttisch: „er sollte nur dienen Schwerterschläge und Lanzenstöße aufzufangen, keine Pfeile Cupido's.“

„Emerentia,“ flüsterte der Ritter: „warum denn habt Ihr sie mit so furchtbarer Gewalt gegen mich geschleudert?“

„That ich's?“ fragte die Gräfin laut und höhnisch: „Sie haben aber Eure glatte Haut

nur gerizt. Die leichten Wunden sind über Nacht geheilt.“

„O,“ rief der Ritter leidenschaftlich: „Welcher böse Geist hat diese Zweifel an meiner Liebe in Euch hervorgerufen?“

„Zweifel an Eurer Liebe?“ — entgegnete Emerentia kalt: „die kann ich nicht hegen, denn ich bin nie in dem Irthume gewesen an Liebe von Eurer Seite zu glauben. — Nein, unterbrecht mich nicht, Herr Ritter! Es ist besser sich mit Aufrichtigkeit zu trennen, als scheinbar und mißtrauisch ein Verhältniß fortzusezen, was sich in der That selbst schon aufgelös't hat. — Ich gestehe es, Euer Kommen an diesem Morgen war mir unangenehm; jezt freue ich mich aber, daß Ihr hier seid, weil wir nun sofort in aller Ruhe und Freundlichkeit unser bisheriges Verhältniß zueinander lösen, und die Art von Verbindung, in der künftig miteinander zu bleiben uns gut dünken möchte, fest stellen können.“

„Weiter, Dame! weiter;“ sagte der Comthur, die Lippen beißend, und Emerentia fuhr mit großer Ruhe fort:

„Ihr habt mich nie geliebt: ich war Euch blos ein Gegenstand anmutigen Zeitvertreibs. Ich bekenne, daß meine Gefühle für Euch, um Nichts wärmer und leidenschaftlicher waren, als die Eurigen für mich. Wir beide hatten blos gegenseitig die vernünftige Absicht uns zu amusiren."

„Euer Geständniß, Dame, ist minder schmeichelhaft, als offen," unterbrach der Malteser die Gräfin mit mehr Aerger und Heftigkeit, als der Anstand eigentlich zu zeigen erlaubte: „Darin aber irt Ihr mindestens, daß Ihr glaubt, meine Liebe zu Euch sei nicht wahr, nicht leidenschaftlich gewesen —"

„Gewesen!" wiederholte die Gräfin, kalt lächelnd: „nun, so sei sie es gewesen. So viel ist wenigstens gewiß, daß sie es nicht mehr ist. Und da ich der Meinung bin, daß es angenehmer und nüzlicher ist, freundschaftliche Gesinnungen zu hegen, als leidenschaftliche zu heucheln, so wollte ich Euch eben das Erbieten machen, Euch und mich nicht ferner durch die Aeußerungen einer Liebe zu belästigen, die — falls sie je vorhanden war — jezt wenigstens

gänzlich erloschen ist, und dafür meine Freundschaft hinzunehmen, und mir die Eurige zu schenken."

Der Malteser richtete sein klares, kluges, glänzendes Auge forschend auf das Antliz der schönen Gräfin, und erwiederte dann auf ihre lange Rede blos die wenigen Worte: „Dame, Ihr liebt anderswo."

„Ritter, Ihr liebt anderswo!" entgegnete Emerentia, nicht im Mindesten außer Fassung gebracht, genau in demselben Tone, worin der Ritter selbst seine Sentenz ausgesprochen hatte. Ueberrascht, ärgerlich und einigermaßen verwirt sprang er auf und schritt unruhig durch das Gemach.

Die Gräfin betrachtete ihn mit einem leichten Ausdruke von Schadenfreude in ihren schönen Zügen. Endlich nahm sie wieder das Wort.

„Ihr seht," sagte sie: „Ihr müßt schon einwilligen mein Freund zu werden, denn Ihr köntet nicht einmal mehr mit Erfolg meinen Liebhaber spielen. Ihr liebt; — nent mir den Namen Eurer Dame, und ich will Euch

bei ihr, wenn es irgend in meiner Macht steht, behülflich sein; dagegen sollt Ihr, Herr Ritter, mir Eure Dienste bei Eurem Nachfolger leihen.“

Der Ritter wandte sich zum Fenster und schien hinaus zu schauen. Eigentlich aber war er, so sehr er selbst ein Wüstling war, dennoch im höchsten Grade betroffen, ja, beinah außer Fassung gebracht, durch die kalte, herzlose Immoralität, die sich in den Worten der jungen, schönen Gräfin offenbarte. Er verglich sie mit der Unschuld, der Leidenschaftlichkeit und der reinen Natürlichkeit seiner jungen Bekanten vom Gürzenich; und er fühlte, daß es ein Glük für ihn sei, daß die Gräfin ihn selbst seines Liebesdienstes bei ihr entband: denn neben dem reinen stralenden Bilde Columba's erblaßten nur zu sehr die Reize der herzlosen, überbildeten Weltdame.

„Nun, Herr Ritter! habt Ihr Euch besonnen?“ fragte Emerentia: „Nehmt Ihr meinen Beistand an, und versprecht Ihr mir dagegen den Eurigen?“

„Euer Blik ist so scharf, Gräfin,“ erwiederte der Ritter: „daß Verstellung hier Nichts fruchtet. Ich sehe mich gezwungen zu bekennen, daß, so sehr ich Eure unvergleichliche Schönheit bewundere, ich doch nicht ganz blind geblieben bin, gegen — gegen —“

„Die Reize einer Andern!“ ergänzte die Gräfin lächelnd: „Nun, und der Name dieser Andern?“

„Ach, Gräfin!“ sagte der Ritter: „kaum weiß ich ihn. Sie heißt Columba; das ist Alles, was ich von ihr erfahren konte. Ich kenne weder den Namen ihrer Eltern, noch ihren Stand, noch ihre Wohnung, und all' mein Forschen nach ihr, ist bisher völlig fruchtlos geblieben.“

„Ei,“ rief die Gräfin: „das ist ja höchst interessant! Erzählt mir doch Euer Abenteuer mit Eurer geheimnißvollen Schönen.“

Der Ritter erzählte der Gräfin ausführlich die Art und Weise seines Bekantwerdens mit Columba, verschwieg aber weislich sein gefährliches tète-à-tète mit dem entschlossenen Mädchen. Vielmehr stellte er die Sache so vor, als

habe er sie schon während des Gefechtes mit Valentin Hahn aus den Augen verloren.

Die kleine Italienerin, die sich bisher stillschweigend am Stikrahmen ihrer Gebieterin beschäftigt hatte, heftete jezt das schlaue, dunkle Auge auf die Gräfin, während sie, wie zufällig mit den zarten Fingern leicht über die Saiten einer, neben ihr lehnenden Laute fuhr. Die Dame verstand und beachtete das Zeichen. „Nun Elekta,“ fragte sie: „was weißt du? — Du magst reden.“

„Signora!“ sagte das Mädchen schnell: „ich glaube, Donat von Trier könte die sicherste Auskunft geben über die Geliebte des edeln Herrn von Rembruck.“

„Was sagst du, Mädchen!“ rief die Gräfin mit einem brennenden Errröthen, und kaum fähig ihre Bewegung zu verbergen. „Von wem spricht sie?“ fragte der Ritter gespant.

„Darf ich reden?“ fragte Elekta, und auf ein bejahendes Zeichen ihrer Gebieterin wendete sie sich zu dem Ritter und fragte: „Ein Derwisch, sagt Ihr, begleitete Eure Schöne? — Ja? — Und sie ist schön, und hat schwarze Augen?“

„Schwarz sind sie!“ rief der Malteser, sich vergessend: „schwarz wie die Nacht, aber auch glänzend, wie Sterne.“

„Und reiche, dunkle Flechten — eine Stirn, selbst stolzer als Signora's — aber Nase und Mund lieblich, wie bei einem freundlichen Kind. — Ihre Wangen können schön erröthen, wie Mandelblüte — für gewöhnlich sind sie aber blaß, wie Mondlicht auf Schnee; und ihre Schönheit ist so süß und ernst, wie unbewußtes Liebes-Weh.“

„Du sagst's!“ rief der Ritter: „Du beschreibst sie — wo — wo hast du sie gesehen?“

„Ich war gestern Abend bei einem Maler,“ sagte Elekta: „der meine Herrin für Seine churfürstliche Durchlaucht malen soll. In dem Zimmer hing eine Maske für einen Derwisch; auf der Staffelei stand das halbvollendete Bild eines wunderschönen Mädchens; daneben das Original. — Sie nannten die Schöne Columba; der Maler schien sie mehr zu bewundern, als sein schönes, gewiß sehr schönes Bild. — Das ist Alles, was ich weiß.“

„Genug ist es, genug;“ murmelte der Ritter unruhig: „ich habe einen Nebenbuhler; Nichts ist klarer. — Aber das leitet doch wenigstens auf eine Spur von ihr.“

„Nun, Herr Ritter!“ sagte Emerentia, die aufmerksam auf Alles geachtet, und jezt ihre Selbstbeherrschung vollkommen wiedergewonnen hatte: „nach meinem Liebhaber fragt Ihr nicht.“

Der Ritter starrte die Gräfin einen Augenblik an, als verstände er sie nicht; dann, sich besinnend, erwiederte er hastig: „Ich glaube, Dame, Ihr habt mir von Euch selbst eine Fabel erzählt, um von mir eine Geschichte zu erfahren, der Ihr auf der Spur waret.“

„Ihr macht diese richtige Bemerkung sehr spät,“ entgegnete Emerentia lachend: „Ich weiß in Wahrheit noch nicht, wen ich an Eure Stelle sezen soll. Ich habe noch keine Wal getroffen, obgleich die Freiherren von Dohna und von Neuenburg, sowie der Graf von Anspach, sich eifrig um meine Hand (d. h. um mein Vermögen) und die Sänger Riario und Traversari sich glühend um meine Liebe

(d. h. um meine Gönnerschaft) bewerben. Ich habe mir aber vorgenommen, für den Augenblik keiner Göttin, als der Freiheit, zu opfern. — Das aber werdet Ihr nun doch einsehen, daß es mir ernst ist mit dem Anerbieten, statt Eurer Geliebten Eure Freundin sein zu wollen. Im umgekehrten Falle würde ich Euch nicht zur Auffindung meiner Nebenbuhlerin behülflich gewesen sein.“

„Ich glaube, ich vertraue Euch!“ rief der Ritter, scheinbar in lebhafter Bewegung: „aber auch nur die eben so schöne, als stolze Emerentia von Adenau konnte so großmütig sein.“

„Ihr möget Recht haben, Herr Ritter!“ erwiederte die Gräfin mit Ernst: „Jezt aber seid klug, und benuzt die Winke, die ich Euch gegeben habe.“

„Aber wie — wie erfuhrt Ihr?“

„Durch bloßen Zufall; Ihr mögt ihm dankbar dafür sein.“

„Euch, Euch bin ich zum Danke verpflichtet! Mein vollstes, rükhaltungslosestes Vertrauen soll Euch Bürge meiner aufrichtigen Gesinnungen sein.“

„Schon gut, schon gut, Ritter!“ lächelte die Gräfin: „und jezt mögt Ihr uns verlassen; denn Ihr zittert vor Verlangen, den Weg zu verfolgen, der sich Euch so unerwartet geöffnet hat.“

„Und der Mensch, der Maler — wie saget Ihr, daß er heiße?“

„Donat von Trier,“ erwiederte die Gräfin mit vollkommener Ruhe.

„Und seine Wohnung?“

„Elekta, wo wohnt der Mann?“ fragte Emerentia.

„Hinter der Cäcilienkirche, Nr. . . .“ war des Mädchens Antwort.

„Ich danke Euch,“ sagte der Comthur: „Wann, gnädige Gräfin, erlaubt Ihr Eurem dankbaren Ritter, wieder vor Euch zu erscheinen?“

„Morgen — doch nein — heut' Abend noch; ich bin begierig den Fortgang Eures Abenteuers zu erfahren.“

Als die Gräfin sich mit ihrer Vertrauten allein sah, erhob sie sich mit glühenden Wangen, und trat in lebhafter, aber freudiger Be-

wegung zu dem Mädchen. „Der Zufall und deine Schlauheit, Elekta, haben mir treffliche Dienste geleistet. Von der Geliebten des Ritters wissen wir eben so viel, als er selbst, ohne daß er das Geringste von meinem Geheimnisse ahnet. Aber sage mir, war es Wahrheit, oder eine bloße List, als du sagtest, du glaubtest, die Schöne in Donats Zimmer, sei die Dame des Comthurs?"

„Wahrheit, Signora," erwiederte die Italienerin: „Gestern fielen mir die Schönheit des Mädchens und seine Aufmerksamkeit für sie zu sehr auf, als daß ich auf etwas Anderes hätte achten sollen. Als der Ritter aber den Namen Columba nante, und ihres mönchischen Begleiters erwähnte, kehrte mir die ganze Scene mit allen Nebenumständen sofort in's Gedächtniß zurük."

„Aber ist sie denn wirklich so außerordentlich schön?"

„Schön? — sie ist schön. Aber sie hat nicht meiner Herrin goldenes Haar und himmelblaues Auge. Ihre Schönheit entbehrt des Reizes der Heiterkeit. Wie Donat von Trier

sie lieben kann, begreife ich zwar wol; seine Augen sahen nie meine holde Herrin. Aber wie der Ritter, der die Sonne selbst kent, einem schwächeren Sterne huldigt, kann ich nicht fassen."

„Du schmeichelst, Elekta. — Aber Männer sind veränderlich."

„Sind wir etwa treu?" fragte das Mädchen mit leichtfertigem Lächeln.

„Ha — ich habe nie geliebt, bis jezt. Ich habe diese brennende, ruhelose Empfindung nie gekant. Die Gräfin von Adenau wußte nicht, was Ungeduld, was Sehnsucht und Trübsinn seien, die Liebe hat es sie gelehrt."

„Diese Gefühle können nicht auf lange die Liebe meiner Herrin begleiten."

„Doch, doch! sie werden es immer. — Wenn er mein wäre, selbst meines Standes, mein Gemahl — oder weißt du ein Wort, was eine noch innigere Vereinigung bezeichnet? — aber selbst dann, ich fühle es, selbst dann würde ich ihn lieben mit Zittern und Bangen, wie man jedes Glük liebt, das zu groß ist für die Dauer."

„Gewohnheit dämpft die Glut der Leidenschaft; selbst unter einem heißeren Himmel und in brennenderen Herzen, als dies kalte Land gebiert.“

„Meinst du?“ fragte die Gräfin nachdenklich: „Aber wähne nicht, dies sei eine kindische Leidenschaft, das schwärmerische Aufwallen eines jungen Mädchens. Ich bin nicht vierundzwanzig Jahre alt geworden, umhuldigt von Großen und Edeln, von Tapfern und Schönen, um einer bloßen Laune wegen, mich von Allem abzuwenden, was mein Rang und Stand mir bieten und von mir fordern. Ich spiele nicht mit meinem Herzen; nein, mein eigenes Herz ist mein Tyrann.“

„Signora!“ sagte die Dienerin: „Ihr solltet Euch nach einem vornehmen Gemahl umsehen; es wäre dann weniger Gefahr bei einer so seltsamen Leidenschaft, als die Eurige.“

„Ha! du meinst, ich solle, nach der Sitte deines Landes, mir einen Gemahl neben dem Geliebten halten, um — — — Du mißverstehst meine Liebe und ihre Wünsche; ich mag sie nicht durch ein strafbares, schändendes Ver-

hältniß entweihen. Er würde mich verachten, von sich stoßen, könte ich Einen solchen Wunsch mit dem Gedanken an ihn verbinden."

„Madonna!" rief die Zofe verwundert: „Ihr habt ja nie ein Wort mit dem armen Maler gesprochen."

„Mit dem armen Maler?" erwiederte Emerentia, zornig erglühend: „Gleichviel; es gibt Menschen, deren strenge Tugend du nicht ahnst, obgleich selbst ihre äußere Gestalt den Stempel alles Großen und Edeln an sich trägt."

„Aber wenn ich einen solchen Phönix nicht von gemeinen Falken zu unterscheiden weiß, wie könt Ihr es denn, Signora?" fragte die Italienerin nicht ohne Bitterkeit.

„Das ist ein Zauber wahrer Liebe; sie heiligt!" erwiederte die Gräfin ernst: „Aber sprich, Elekta, sollte er wol jenes Mädchen — du glaubst, es sei seine Geliebte — um meinetwillen verlassen wollen?"

„Nicht, wenn er ein solcher Tugendheld ist, als meine Signora wähnt."

„Oh!" sagte die Gräfin mit finsterm Stirnrunzeln: „ich meine, ob ich — ob ich

schön genug bin, sie ihn vergessen zu machen?"

„Welche Schönheit erreichte die, meiner Herrin!" rief die schlaue Zofe mit einem angenommenen Ausdruk von Stolz: „Zudem, er wird die Dirn nicht mehr lange die Seine nennen, den Augen des Comthurs des heiligen Johanniter-Ordens zu gefallen."

„Wahr, Elekta! und nun laß uns aussinnen, wie wir ihn, troz seines Eigensinnes, hierher loken wollen."

Dreizehntes Kapitel.

Der Malteser und seine Vertrauten. Frau Margareth geräth in eine Schlinge und verräth ihren Herrn.

Nachdem der Ritter von Rembruck die Gräfin von Adenau verlassen hatte, begab er sich in ein altes, unansehnliches Haus in der Schnurgasse. Hier fragte er nach dem Vikar Spieß, und als er hörte, daß derselbe zu Hause sei, stieg er die knarrenden Stufen einer alten, schmuzigen Treppe hinauf, und klopfte, oben angelangt, an eine schmale, niedrige Thüre. Sie wurde geöffnet von einem Manne in einer schäbigen, abgetragenen Priesterkleidung, dessen Gesicht und ganzes Wesen den unverkenbarsten Stempel der Gemeinheit an sich trugen. Er empfing den Comthur mit einem widerlichen Gemisch von übertriebener Ehrerbietung und plumper Vertraulichkeit, und bot ihm seinen ei-

genen, alten, hochlehnigen, abgesessenen Polsterstuhl, während er selbst auf einem hölzernen Schemel Plaz nahm. Die Geberde des Ritters verrieth einigen Ekel, als er der Einladung Folge leistete, welche Empfindung auch durch die, in dem Gemach herschende Unordnung und Unsauberkeit hinlänglich gerechtfertigt wurde. Der Vikar Spieß aber schien sich hier, wie in seinem eigentlichen Elemente, vollkommen behaglich zu fühlen, und fragte mit einem Schmazen seiner diken, wulstigen Lippen und einem Schnaufen seiner breiten, stumpfen Nase — seinen gewöhnlichen Vorbereitungen zu einer Rede — nach den Befehlen des Ritters.

„Ihr müßt einmal wieder den Spürhund machen, Maternus!“ sagte der Ritter: „Ich habe auf dem Gürzenich eine Dirne gesehen, deren Anblik mich ganz vergessen ließ, daß ich ein Sechsunddreißiger bin; so glühend trieb das Blut durch meine Adern, als ich in ihre Augen schaute. Ihr müßt mir zu ihrem Besiz verhelfen, würdiger Vikar.“

„Nichts leichter als das, hochedler Ritter!“ erwiederte der verworfene Priester: „soll ich ihr Gewissen bearbeiten, daß sie —“

„Das möchte so leicht nicht sein,“ versezte der Comthur: „ich fürchte, die Mühe werde ich selbst übernehmen müssen. Nein, Ihr sollt mir einen andern Dienst leisten.“

„Trefflich, Herr Ritter. Soll ich's etwa mit der Mutter gut machen, wie bei Schön-Lenchen am Eigelstein?“

„Da stekt der Knoten; ich weiß nicht einmal, ob sie eine Mutter hat.“

„O, darüber beruhigt Euch nur, edler Herr!“ rief Spieß mit schallendem, widerwärtigen Gelächter: „Eine Mutter hat jeder Mensch; nur die Väter sind manchmal nicht so leicht aufzufinden. — Nun, wie heißt denn das Dirnlein?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte der Ritter: „Ihr sollt's zu erfahren suchen.“

„Aber wo wohnt das hübsche Kind denn, Herr —“

„Wenn ich das wüßte, brauchte ich Euren Rath nicht!“ unterbrach ihn der Ritter in bar-

schem Tone: „Jetzt laßt die überflüssigen Fragen, und hört mich aufmerksam an.“ Hierauf ging er dazu über, seinem niederträchtigen Vertrauten diejenigen Aufschlüsse über Columba zu geben, die ihm, wie er glaubte, nöthig seien, um ihren Stand, ihren Namen und ihre weiteren Verhältnisse zu erforschen.

„Trefflich, Herr, trefflich!“ sagte der Vikar, als der Comthur schwieg: „ich bin schon auf der Fährte. Ich kenne die Haushälterin des Malers; sie wohnte hier in der Schnurgasse, eh' ihr Sohn erkrankt, und ich habe manche Messe für sie gelesen.“

„Nun, das trifft sich ja erwünscht!“ rief der Ritter: „geht unverzüglich an's Werk, und wenn Eure Nachforschungen Erfolg haben — nun, Ihr wißt, daß der Malteser nicht kargt, wenn es gilt, einen guten Dienst zu bezahlen.“

„Nein; Ihr seid mildthätig, Herr, mildthätig gegen einen armen Kirchendiener,“ sagte der Vikar, den Ritter mit vielen Bücklingen die Treppe hinabbegleitend: „Ich will Eurer gedenken im Gebet, Herr, im frommen Gebet.“

Mit einem verächtlichen Lächeln machte der Ritter sich von seinem Vertrauten los, der sofort in sein Zimmer zurückkehrte, um sich zu einem Ausgange zu rüsten, der nur zu verderbliche Folgen für die arme Columba nach sich ziehen sollte.

Frau Margareth saß an ihrem Küchenfeuer, mit den Vorbereitungen zum Vesperbrode beschäftigt, als der Vikar Spieß zu ihr eintrat. Sie empfing den Geistlichen, der ihr aus früherer Zeit wol bekant war, nicht mit sonderlicher Achtung; aber der kühle, oberflächliche Willkomgruß der Haushälterin schien den Vikar nicht zu bekümmern, wie er denn auch überhaupt nicht gewohnt war, Beweise von Hochachtung und Ehrerbietung von seinen Mitbürgern zu fordern oder zu empfangen. Er gehörte zu einer niedrigen, verachteten Klasse von Priestern, deren es leider zu jener Zeit eine große Anzahl in Köln gab, und die die wahre Religiösität und jede ächt christliche Gesinnung bei den Einwohnern eben so sehr untergruben, als sie jenen irrigen, abergläubischen Ansichten, die alles Heil in äußerlichen, mißverstandenen

Ceremonien suchten, wo sie nur immer konten, Vorschub leisteten. Der damalige Churfürst, der ein eben so lauer Canonist als oberflächlicher Politiker, und dessen einziges Streben dahin ging, Wechsel und Anmut in seine sinlichen Genüsse zu bringen, überließ die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten seines Ländchens einigen geistlichen Räthen, die, nach dem Vorbilde ihres Herrn, es für wichtiger hielten, ihre Bäuche und Beutel mit den guten Sachen dieser Welt, als den Himmel mit Seelen zu füllen. So kam es, daß die geistlichen Aemter des Churstaates, mit wenigen Ausnahmen, in den höheren Branchen mit feinen, anmutigen, lustigen Weltmännern besezt waren, die geflissentlich die Laien von aller vernünftigen Aufklärung fern zu halten suchten, während die niedrigen, mit dürftigen Einnahmen versehenen Stellen meistens von rohen, unwissenden, gewissenlosen Menschen bekleidet waren, die aus keinem andern Grunde den geistlichen Stand ergriffen hatten, als wie sie glaubten, sich durch denselben von jeder Anstrengung entbunden zu sehen. So gering, ja, wahrhaft er-

bärmlich die mehrsten dieser Stellen aber auch waren, so war der Zudrang zu denselben dennoch stets unglaublich groß; denn wo sich ein Sohn eines Handwerkers oder Kleinkrämers fand, der zu faul zum Arbeiten war, oder den der Ehrgeiz trieb, sich in einen höheren Stand einzudrängen, der entschloß sich sofort die Weihen zu nehmen, die mit geringen Kosten und fast noch geringerer Anstrengung zu erlangen waren. Hatte er nun, nach Empfang der Weihen, eine sogenannte Vikarie erhalten, so fand sich gewöhnlich, daß die Einkünfte derselben weit nicht für die Bedürfnisse des Inhabers hinreichten; nnd so pflicht- und gottes-vergessen waren die meisten dieser Menschen, daß sie, um die Lüke ihres Beutels auszufüllen, in die Häuser der Bürger gingen, um sich anzubieten, für ein geringes Stük Geld eine Messe zum Nuzen und Frommen der Hausfrau, ihrer Kinder, u. s. w., zu lesen. Die geringe Münze, zu der sie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten nach und nach von ihren Forderungen herabstiegen, war ein sogenanter Blaffert, und sie selbst hatten sich hier-

durch den Spottnamen Blaffertarien zugezogen.

Zu so bitterem Aerger dieser Unfug aber auch den gebildeteren Klassen der Einwohner, und vor allen den besser gesinten Priestern selbst, gereichte, so waren sie dennoch lange Zeit nicht im Stande dem Unwesen zu steuern, und erst in der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist es gelungen, dasselbe völlig abzustellen.

Zu der Klasse der oben geschilderten Vikarien, oder — um eine verächtlichere und gebräuchlichere Benennung zu gebrauchen — Blaffertarien, gehörte auch Maternus Spieß. Als ihn daher Frau Margareth in ihre Küche treten sah, vermutete sie nichts Anderes, als einen, unter dem Dekmantel der Frömmigkeit beabsichtigten Angriff auf ihren Beutel; und wirklich eröffnete der Vikar das Gespräch auch mit dem Anerbieten, am folgenden Tage eine Messe für sie lesen zu wollen.

„Herr Vikar!“ sagte die Wittwe: „mein junger Herr hat mir gesagt, es sei Unrecht, Handel mit dem Heiligsten zu treiben. Wir könten Gott nicht wolgefallen, oder unsere

Sünden nicht abbüßen durch das, was uns durch Habsucht und Heuchelei abgelokt werde; und die heiligen Apostel und Kirchenväter hätten nicht um zeitlichen Gewinn das heilige Amt verwaltet, was ihnen unser Herrgott anvertraut hatte.“

„Wir müssen aber doch leben, gute Frau, wir müssen doch leben,“ murmelte der Blaffertarius, ganz bestürzt über die offenherzige Zurechtweisung der einfachen Frau.

„Ja,“ erwiederte diese: „aber Herr Donat sagt, es seien zu viele Geistliche. Man solle nur die Hälfte weihen, und diese sollten ihre Pflicht thun; dann würden die Bürger sie mit Freuden ernähren. Die anderen sollten beim Handwerk oder beim Pflug bleiben, und mit ehrlicher Arbeit ihr Brod verdienen.“

„Trefflich, trefflich, gute Frau; Herr Donat hat eine scharfe Zunge. Er sollte bedenken, daß es andere Leute gibt, die das nicht minder haben, als er, und dafür sorgen, selbst seine Pflicht zu thun, ehe er Euch belehrt über diejenigen von Männern, die besser sind als er.“

„Besser als er!“ rief Frau Margareth: „Besser als er! — Und Herr Donat sollte nicht seine Pflicht thun? — Niemand weiß besser als ich, daß er mehr, o viel mehr! thut, als der strengste Sittenrichter von ihm fordern könte.“

„Sittenrichter!“ sagte der Vikar spöttisch: „Nun seine Sitten sind es eben nicht, die sein Ruf von ihm rühmt.“

„Ha — wer hat denn bessere Sitten, als mein junger Herr? —“ rief die Haushälterin in großem Eifer: „Ist er nicht sanft, freundlich und gefällig, wie ein Mädchen? — und so fein ist er, wie die Herren am churfürstlichen Hofe selber; und gut, wie ein Kind. — Ich habe nie ein barsches Wort von ihm gehört, oder einen Fluch, obwol er Mut hat, wie der Beste; und wenn er die Stirn runzelt über irgend Etwas, so hat er auch jedesmal das vollkommenste Recht dazu.“

„Wol, gute Frau, ganz wol;“ sagte der Blaffertarius: „er mag so fein und sanft sein, als Ihr sagt; darum kann es aber eben so wahr sein, was die Welt von ihm sagt.“

„Die Welt — ha, ich möchte wissen, was die Welt Böses über Herrn Donat sagen könte!“

„Ihr sollt es erfahren,“ sagte der Vikar in leisem Tone: „Zum Theil bin ich sogar gekommen, es Euch zu sagen; denn als Euer alter Freund fühle ich mich verpflichtet, Frau Margareth, Euch zu warnen. Ihr seid nahe daran, gute Frau, durch die schlechte Aufführung Eures Herrn Euren eignen guten Ruf zu verlieren.“

„Ich! — meinen Ruf, meinen guten Ruf?“ rief die Wittwe erschrekt: „und durch seine schlechte Aufführung? — Bin ich denn je in meinem Leben leichtfertig gewesen, oder hat er je ein Wort zu mir gesagt, daß er nicht eben so gut auch seinem Beichtvater hätte sagen können? — O, Ihr gesegneten heiligen drei Könige! — die böse Welt! — Als ob ich nicht doppelt seine Mutter sein könte!“

„Trefflich, gute Frau! Ihr vertheidigt Euch trefflich,“ erwiederte der Vikar auf die Ausrufungen der Haushälterin: „aber in solcher Art habt Ihr es durchaus nicht nöthig. Niemand

glaubt, daß der junge Donat verliebt in seine alte Haushälterin sei."

„Ei, und was braucht Ihr mich denn so in Harnisch zu bringen? — Ihr müßt nicht glauben, daß Ihr mich nur so verspotten dürft, weil ich eine arme, alte Wittwe bin. Herr Donat würde Euch das nicht so hingehen lassen."

„Fern sei es von mir, Euch zu verspotten, Frau Margareth!" sagte der Vikar mit scheinheiliger Miene: „aber Ihr habt mich mißverstanden, und wenn Ihr nur einen Augenblik Geduld haben wollt, so will ich Euch erklären, auf welche Weise Euer guter Name gefährdet ist."

„Nun — wie denn?" fragte die Wittwe.

Der Blaffertarius rükte ihr ganz nahe, und erzählte ihr in flüsterndem Tone: „Man sagt in der Stadt, es komme wöchentlich, ja öfter — beinah täglich — ein junges Mädchen in dies Haus, ein leichtes Dirnchen, womit Euer junger Herr eine — eine Liebelei — Ihr versteht mich — so ein unerlaubtes Verhältniß, habe; und Ihr, Frau Margareth, sagt man, Ihr machtet die Kupplerin."

„Gott soll mich bewahren!“ schrie Frau Margareth, und saß bleich und starr vor Schreken auf ihrem Stuhle.

„Ja, seht,“ fuhr der Vikar fort: „Ihr werdet blaß, und könt mir Nichts erwiedern. Das thut das böse Gewissen.“

„Gott soll mich bewahren!“ sagte Frau Margareth noch einmal, zitternd vor Schreken und gerechter Entrüstung, aber mit weit größerer Ruhe, als ihr listiger Versucher erwartet hatte, daß sie zeigen würde: „Gott soll mich bewahren! Eine leichtfertige Dirne? und Herr Donat, ein Wüstling? und ich eine Kupplerin? — O du heiliges Kreuz, welche schändliche Verläumdung!“

„Ja; so sagt man in der ganzen Stadt. Ist es denn etwa nicht wahr, gute Frau?“

„Ob es wahr ist, fragt Ihr? — wahr? — Eben so leicht könte Gereon mit seinen dreihundert Gesellen zur Fastnacht nach dem Gürzenich gehen, als Herr Donat auf unerlaubten Wegen wandeln. — Und ich eine Kupplerin? — O du gerechter Heiland!“ Und die alte Frau

verbarg ihr Gesicht in der Schürze, und begann bitterlich zu weinen.

Maternus Spieß empfand nicht die mindeste Bekümmerniß über den Jammer, den er angerichtet hatte, sondern er verfolgte ruhig seinen Plan. „Nun, nun, Frau Margareth!" sagte er: „ich konte mir auch nicht vorstellen, daß eine so fromme Frau als Ihr, so schlecht sein sollte; aber ich konte dem nicht widersprechen, weil die Leute behaupteten, sie hätten das Mädchen hier ins Haus gehen sehen."

„Aber darf mich denn kein junges Mädchen besuchen, ohne daß mein armer Herr in üble Nachrede geräth?" schluchzte die Wittwe.

„Gewiß, gute Frau, gewiß!" tröstete der Vikar: „aber im Hause der Gräfin von Adenau habe ich vom Haushofmeister gehört, man habe sie in der Stube bei Eurem Herrn gesehen."

„O du Himmel!" rief die Haushälterin: „nun ist das Unglük da."

„Aber wenn Euer Herr Nichts mit der Dirne zu schaffen hat," fragte der unbarmherzige Inquisitor die arme, verwirrte Frau: „wenn

er Nichts mit ihr zu schaffen hat, warum geht sie zu ihm ins Zimmer, und nicht zu Euch in die Küche?“

„Ach, Herr Vikarius!“ sagte die arme Frau, und suchte mühsam einige Fassung wieder zu gewinnen: „der Herr hat mir zwar verboten, davon zu sprechen; aber ich habe es immer gesagt, bei solchen Heimlichkeiten kömt nichts Gutes heraus, und ich will Euch nur die Wahrheit sagen, damit Ihr einen Grund habt, den Lästermäulern zu widersprechen. Das arme Mädchen ist in allen Ehren Herrn Donats Braut, und er wird sie heiraten, sobald seine Mutter es ihm erlaubt.“

„Seine Mutter — wer ist seine Mutter?“

„O, Herr, er ist feiner Leute Kind. Sein Vater ist todt; aber seine Mutter wohnt in Trier. Ihr Mann war Rathsherr und hat ihr ein schönes Vermögen hinterlassen.“

„Aber weßhalb will sie denn nicht in seine Heirat willigen?“

„Das Mädchen ist von so niedrigem Stande, Herr. Aber mein Herr hofft, wenn seine

Mutter — sie will ihn im Sommer besuchen — er hofft, wenn sie seine Braut sieht, wird sie sie lieb gewinnen und in die Erfüllung seiner Wünsche willigen,“

„Von so niedrigem Stande, sagt Ihr, ist das Mädchen? — Wie heißt sie denn? — das arme Kind! — wie heißt sie?“

Frau Margareth dachte, an dem Namen liege nicht viel, da der Vikar jezt doch einmal das Uebrige wisse, und so theilte sie ihm Alles mit, was sie selbst von Columba's Namen, Wohnung und Verwandten wußte, während sie ihn inständig bat, jezt, da er ihre und ihres Herrn Unschuld kenne, dieselbe gegen die Lästerzungen der Welt in Schuz zu nehmen, welche Bitte sie noch durch ein kleines Geldgeschenk unterstüzte. Der Vikar versprach hoch und theuer ihren Wünschen nachzukommen, und rieth ihr zugleich, ihrem Herrn die Unterredung, die zwischen ihnen stattgefunden, nicht mitzutheilen. „Er würde sich nur unnöthigerweise über das Stadtgeschwäz ärgern,“ sagte er: „oder glauben, Ihr mischtet Euch in seine Angelegenheiten. — Aber ich bin froh, daß ich nun den

wahren Grund der Dinge kenne; es soll jezt nicht leicht mehr Einer wagen, Euren guten Ruf anzutasten.“

Als der Blaffertarius sie verlassen hatte, sezte Frau Margareth ihre häuslichen Geschäfte wieder fort, stolz und selbstzufrieden über die Klugheit und den guten Erfolg, womit sie, ihrer Meinung nach, die Interessen ihres Herrn gewahrt hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Liebesbotin.

Spät am Abende dieses Tages saß Donat einsam und mißmutig in seinem Zimmer, das Haupt schwer von Sorgen und Befürchtungen. Er hatte heut' Columba nicht gesehen; sie war nicht nur nicht in sein Haus gekommen, sondern, so oft er auch im Laufe des Tages an St. Columba vorübergegangen war, eine völlig fremde Person saß an der Stelle, die seine Geliebte sonst einzunehmen pflegte; und obgleich er mehre Male in den Trümmern gewesen war, wo er sich gestern von Columba getrent hatte, so hatte er doch weder sie, noch auch ein Zeichen von ihr dort gefunden. Seine Unruhe war zulezt so hoch gestiegen, daß er sich in die Pfarre von St. Mauricius begab, so sehr er auch das Aufsehen scheute, was in

jener abgelegenen Gegend der Stadt die Erscheinung eines feinen Bürgers hervorrief, und obgleich er nicht einmal wußte, wo Columba eigentlich wohnte. Da er es vermeiden wollte, durch Fragen die Neugierde des Pöbels, die ohnehin durch sein Erscheinen schon sehr erregt war, noch mehr zu reizen, so blieb auch dieser Gang ohne irgend ein Resultat, und es war schon völlig dunkel, als er endlich, mit der Aussicht auf eine schlaflose und sorgenvolle Nacht, seine Wohnung betrat.

Frau Margareth und ihre alte Magd hatten sich schon seit geraumer Zeit zur Ruhe begeben, als der junge Maler noch immer stumm und brütend in seinem Zimmer saß, den Kopf in die Hand gestüzt und die Augen unbeweglich auf das halbvollendete Bild seiner Geliebten geheftet. Da dünkte es ihm, als höre er ein leises, unterdrüktes Rufen, und ein Geräusch an der äußeren Gartenthüre. Er horchte scharf hin, und glaubte jezt sogar seinen Namen zu unterscheiden. „Sollte Columba —“ Kaum dämmerte der Gedanke in ihm auf, als er sofort das Zimmer verließ, um in den Garten

zu eilen. „Ruft mich Jemand?“ fragte er hier, beinah athemlos vor Erwartung.

„O, Herr!“ erwiederte eine Stimme von der Straße her, aber es war nicht Columba's süße Stimme: „Gott sei gelobt, daß Ihr mich gehört habt! Oeffnet, ich bitte Euch, um Einer willen, die Ihr sehr liebt.“

„Sogleich!“ sagte Donat und schob die Riegel der Gartenthüre zurük. Beim schwachen Lichte der Sterne sah er eine weibliche Gestalt auf zwei Krüken sich mühsam in den Garten schleppen.

„Bist du es, armes Mädchen?“ fragte er mitleidig: „aber Columba — was bringst du mir von Columba?“

Das Mädchen wollte antworten, war aber zu erschöpft, um ein Wort hervorbringen zu können. „Komm' in's Haus,“ sagte Donat: „erhole dich; aber sprich nur ein Wort. Columba — ist ihr ein Unglük widerfahren?“

„Nein, nein!“ stieß die arme Agnes hervor, während sie sich langsam in das Haus hinein bewegte: „ihr nicht; Columba nicht.“

„Columba nicht? — Nun, Gott sei gedankt! Jezt erhole dich; seze dich. Willst du eine Erfrischung, willst du Wein —“

Agnes lehnte Alles ab, und bat nur um einen Augenblik Ruhe. Donat zitterte vor Ungeduld, aber der Zustand des armen Mädchens flößte ihm Mitleid ein, und er mäßigte sich sogar so weit, daß er sich bemühte, jedes Zeichen von Unruhe zu unterdrüken. Die unglükliche Agnes, nicht gewöhnt an so zarte Rüksichten, aber im höchsten Grade empfänglich für jeden Beweis von Schonung und Güte, den man ihr gab, empfand ganz das Freundliche in seinem Benehmen, und bemühte sich, sobald es ihr möglich war, ihren Auftrag an ihn auszurichten.

„Herr,“ stammelte sie: „Columba ist wol, und denkt an Euch voll Liebe und Sehnsucht. Aber ihr Großvater ist schwer erkrankt; deßhalb kann sie das Haus nicht verlassen, so sehr sie auch wünschte Euch zu sehen. Sie hat mir aber ein Briefchen an Euch gegeben.“

Donat griff nach dem Zettelchen. Es war unversiegelt, und enthielt nur wenige, augen-

scheinlich in großer Eil geschriebene Worte. Aber der junge Mann verschlang sie mit glühendem Entzüken.

„Theuerster Freund!“ schrieb Columba: „Ich werde einige Tage von dir getrent sein; „aber beunruhige dich nicht. Meine Ruhe ist „heute durch Nichts gestört worden, und mein „Großvater befindet sich schon besser, als vorige „Nacht. In Kurzem werde ich dich wieder„sehen. Ich hefte meine Gedanken fest auf „diese entzükende Hoffnung, die selbst der dun„keln Gegenwart ihr Licht verleiht. Liebe mich, „denke an mich, und gib, o gib meiner armen „Botin ein paar Zeilen für

„deine Columba.“

Agnes betrachtete das Gesicht des Malers, das wahrhaft stralte vor Entzüken, als sein Auge die Worte des Briefchens in sich sog; und sie seufzte. Sie fühlte in diesem Augenblike zum ersten Male in ihrem Leben, daß sie bestimt sei, noch unendlich mehr zu entbehren, als das Wolwollen ihrer Mitmenschen. Sie erkante, daß es sehr verschiedene Grade von Zuneigung gebe, und sie fühlte mit bitte-

rem Schmerz, daß sie zwar wol fähig sei, den höchsten Grad derselben zu empfinden, nicht aber, ihn einzuflößen.

„Liebes Mädchen,“ sagte Donat freundlich: „wie danke ich dir, daß du mir diesen Brief gebracht hast. Aber, sage mir, hast du Columba selbst gesehen? war sie bleich? und sprach sie von mir?“

„O, Herr! sie war bleich und hatte Thränen in den Augen, als sie von Euch sprach. — Sie sagte: „„Er wird in Sorgen sein, meinetwegen; das ist mein größter, das ist beinah mein einziger Schmerz. Sprich ihm von meiner Liebe, von meiner Sehnsucht, und sage ihm, ich hoffe ihn bald, bald wieder zu sehen.““

„Theure Columba! — aber du sagst, sie war bleich; — ist sie krank — leidend?“

„Nein, Herr; sie hatte sich blos erschrekt. Ihr Großvater wurde plözlich von einem Fieber befallen; aber der Doktor sagt, das Uebel sei schon wieder gehoben. — Habt Ihr jezt einen Auftrag für mich?“

„Ja, gewiß; warte einen Augenblik, gutes Mädchen. Sie wünscht, ich soll ihr schreiben;

und ich, o, hätte ich ahnen können, heute Abend noch eine so süße Pflicht zu erfüllen?“

Während Donat schrieb, beobachtete Agnes wieder seine bewegten Züge, die, vom vollen Lichte der Lampe beleuchtet, deutlich jeden Gedanken, jede Empfindung verriethen, die sein überströmendes Herz gegen die Geliebte aussprach. Das arme Mädchen bewunderte in seinem Herzen die ausdruksvolle Schönheit seines Gesichtes, und stellte sich das unaussprechliche Entzüken vor, mit welchem Columba auf diesem lieberedenden Antlize verweilen müsse, dessen Lächeln ihr gehörte, dessen Ausdruk sich bei dem bloßen Gedanken an sie verklärte; und die Unglükliche empfand zum ersten Mal eine bittere, qualvolle Regung in ihrer Brust, die sie, vielleicht fälschlich, für Neid hielt, und sie hatte Mühe, die ergebene Geduld festzuhalten, mit der sie sonst, unter allen Verhältnissen, ihr Geschik zu betrachten gewohnt war.

„Liebes Mädchen!“ sagte Donat, ihr den Brief an Columba übergebend: „ich kann dir nicht genug danken, für alle Mühe, die du meinetwegen übernimst! Aber du thust es ja

auch für sie, und Columba hat mir gesagt, du habest sie immer geliebt."

„Das habe ich, das habe ich!" erwiederte Agnes mit Innigkeit: „ich habe geliebt und liebe noch, mit aller Wärme eines dankbaren Herzens, sie, die allein Mitleid und Freundlichkeit für die arme Agnes hatte."

„O, sie ist gut!" rief der Liebende: „gut und lieblich, wie wir uns unsere Schuzengel vorstellen. — Sie hat mir viel Freundliches von dir gesagt, mein gutes Kind."

„Thut sie das? — Sie war bei Euch, und gedachte doch meiner noch?" fragte Agnes lebhaft, und mit einer schwachen Röthe auf ihren welken Wangen: „O, ich dachte, in Eurer Gegenwart hätte sie keinen Gedanken, als nur Euch, Euch allein."

„Wie, mein Kind!" rief der junge Maler verwundert: „was weißt du von Liebe?"

„Von Liebe? —" fragte das Mädchen erschreckend: — „ach, Ihr habt Recht; was kann ich von Liebe wissen? — Aber Columba, sie selbst, sagte mir, ihr ganzes Dasein werde, selbst in Eurer Abwesenheit, verschlungen von

einem einzigen, brennenden Gedanken — dem Gedanken an Euch."

„Diese bleichen Lippen," sagte Donat, theilnehmend das unglükliche Wesen betrachtend: „Diese bleichen Lippen reden für mich in harmonischen Klängen. Sprich, sprich wieder von meiner holden Geliebten."

„O," entgegnete Agnes beklemt: „was könte ich Euch sagen, was ihr eigener, blühender Mund Euch nicht schon tausendmal auf süßere Weise versichert hätte?"

Donat lächelte, theils über den Ausruf des Mädchens, theils angehaucht von den lieblichen Erinnerungen, die ihre Worte in ihm erwekt hatten. Agnes deutete sich dies Lächeln und kämpfte mit bittern Empfindungen.

„Und jezt," sagte sie, aufstehend: „jezt will ich gehen, und ihr Euren Brief bringen. Sie wird weinen und jubeln, wenn sie ihn erhält; und ich will Euch jeden Abend Nachricht von ihr bringen, bis sie selbst Euch wiedersehen kann."

„Freundliches Kind!" sagte der dankbare Donat: „Aber du sollst nicht einen so weiten

Weg allein zu so später Stunde machen. Ich will dich bis in deine Pfarre begleiten, und morgen will ich selbst Columba's Brief an der Kirche von St. Mauricius abholen.“

„Nein, nein!“ rief Agnes in heftiger Angst: „Ihr dürft mich nicht begleiten; Ihr dürft Euch nicht in diese Schlupfwinkel wagen. Valentin Hahn hat ohnehin Verdacht geschöpft, und er ist ein Mensch, der selbst — o, ich muß Euch warnen! — er ist ein Mensch, der selbst vor Mord nicht erschrikt.“

„Ha, dieser Valentin Hahn!“ murmelte der Maler: „und dieses, dieses Scheusal nennen sie ihren Verlobten! — O, meine arme Columba!“

„Sie ist glüklich, Herr!“ sagte Agnes mit einem troknen Tone, der zu den Worten nicht paßte: „sie ist glüklich, Ihr liebt und beschüzt sie.“

„O — aber sie hat mir nie erlaubt in ihre Wohnung zu kommen, mit ihrem Großvater zu reden — was kann ich für sie thun, so lange dies Geheimniß, diese häufigen Abwesenheiten, unser Verhältniß trüben?“

„Ich muß geh'n, Herr! habt Ihr mir noch einen mündlichen Auftrag an sie zu geben?“ fragte Agnes.

„Ha — meine Grüße dem Engel; und sage ihr, daß mein Leben nur ein banger Traum sein wird, bis der sonnenhelle Glanz ihres Auges mich wieder erwekt aus dieser Nacht des Trübsinns und der Sorge; und — Doch, du verstehst mich nicht, gutes Kind.“

„Ich habe Euch wol verstanden, Herr!“ sagte Agnes kurz und ernst.

„So sage ihr, daß ich glüklich bin, glüklich, troz Sehnsucht und Ungeduld, durch die Ueberzeugung von ihrer ewig gleichen Liebe zu mir.“

„Gute Nacht, Herr!“ sagte Agnes, sich zum Rükwege anschikend: „Gottes Segen sei mit Euch!“

Donat ließ das arme Mädchen zur Gartenthüre hinaus, und kehrte dann scheinbar in das Haus zurük. In Wirklichkeit aber folgte er von Ferne den langsamen, mühseligen Schritten des unglüklichen Geschöpfes, und kehrte nicht eher nach Hause zurük, bis er ihre gebrechliche Gestalt unter den Hütten von St. Mauricius ver-

schwinden sah. Und jezt erst, als er sie in der Nähe ihrer Wohnung und in Sicherheit glaubte, trat er den Rükweg an.

Als er um die Eke des Pfarrhauses von St. Mauricius bog, bemerkte er bei dem Scheine einer Ampel, die vor einem Heiligenbilde brante, einen Mann, den er für den Doktor Vitalis hielt. Auch der Gelehrte schien seinen jungen Freund zu erkennen, aber nicht Lust zu haben, eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen; denn er wandte sein Gesicht ab, und hüllte sich dichter in seinen Mantel ein. Donat dachte verwundert darüber nach, was wol den Arzt zu solcher Heimlichkeit bewegen möge, da ihn doch wahrscheinlich blos ein Krankenbesuch in dies berüchtigte Stadtviertel geführt habe. Aber seine eigenen Angelegenheiten nahmen ihn bald so sehr in Anspruch, daß er seiner Begegnung mit dem Doktor nicht weiter gedachte. Am Ende der schmuzigen Straße rante er sogar einen schwarzgekleideten Mann von gemeinem Ansehen, der eben eine elende Brantweinschenke verließ, beinah nieder. Das Licht, das aus den Fenstern der Kneipe drang, erlaubte ihm, die

Züge des, durch ihn zu Schaden Gekommenen zu unterscheiden. Es schien ihm, als ob er dieselben früher schon irgendwo gesehen hätte; allein auf die näheren Umstände seiner Bekantschaft mit diesem Manne, vermochte er sich nicht mehr zu besinnen. Der Fremde dagegen heftete sein falsches Auge lauernd auf Donats Gesicht, und erkante den jungen Maler. Eine Verwünschung zwischen den Zähnen murmelnd, eilte er, sich in der Dunkelheit Donats Bliken zu entziehen; denn er wollte ihm hier nicht begegnen. Er selbst war aber kein Anderer, als der Blaffertarius Spieß, der sich an diesem Abende zu den Gästen und den Getränken der Schenke von St. Mauricius herabgelassen hatte, um seine Notizen über Columba und ihre Verhältnisse zu vervollständigen.

Funfzehntes Kapitel.

Das Verhör der fremden Gefangenen.

In einem kleinen Zimmer im Erdgeschosse des alten Rathhauses zu Köln saß der Bürgermeister, Johann Kreuth, im lustigen Gespräch mit den beiden obersten Rathsherren der Stadt, Remigius Bossendorf und Hilarius Wallram; denn die ehrenwerthen Herren rekapitulirten noch einmal die Freuden des lezten Carnevals, und fühlten, als ächte Kölner, ihrem Stolze geschmeichelt durch den Glanz, den die Zünfte und Innungen bei dem diesjährigen Feste entfaltet hatten.

„Besonders besucht war der Gürzenich am dritten Abend,“ sagte der Bürgermeister: „habt Ihr die schöne Perserin auch gesehn, meine Herren?“

„Ich nicht,“ sagte Hilarius Wallram: „Frau Ursula war müde, deßhalb sind wir früh heimgegangen.“

„Ah, Ihr seid ein gehorsamer Ehemann,“ rief Herr Remigius Bossendorf boshaft lachend: „Nun, dafür habt Ihr auch den Anblik des schönsten Weibes eingebüßt, was der Herr seit Eva's Fall erschaffen hat.“

„Also Ihr habt sie auch gesehen, werthester Freund?“ sagte der Bürgermeister: „Ja, sie ist sicher das schönste Mädchen in Köln.“

„Was!“ rief Wallram: „schöner als die Nichte des Churfürsten?“

„O, viel schöner!“ betheuerte Bossendorf: „So ein Gesicht wie man's selten sieht; etwas Fremdes, Ausländisches. Der Ritter von Rembruck war auch gleich hinter ihr her.“

„Puh! wenn das die Gräfin Adenau erfährt!“ rief Wallram.

„Wahr, sie ist verliebt in ihn,“ sagte Bossendorf: „das wird üble Laune sezen!“

„Bei dem Allen,“ nahm der Bürgermeister wieder das Wort: „war ich froh, daß er sich zu ihrem Ritter aufwarf. Ich hätte sonst

am Ende noch meine Maske ablegen und als Bürgermeister die Ordnung herstellen müssen. Aber —"

Ein leises Geräusch an der Thüre des Gemaches unterbrach das Gespräch der Herren. Sie hatten noch kaum ihre Gesichter in die amtsmäßigen Falten gelegt, als ein Stadtsoldat, oder, mit den Kölnern selbst zu sprechen, ein Funke, eintrat, und die Ankunft „der Delinquentin" meldete.

„Laßt sie eintreten," befahl der Bürgermeister mit wichtiger Miene; und begleitet von einem Gefangenwärter und zwei Stadtsoldaten trat die Gefangene, deren Anblik den alten Guntram Frank so mächtig erschüttert hatte, in das Gemach.

Der Gefangenwärter blieb in der Nähe der Thüre stehen; die Gefangene wurde von den Soldaten bis dicht an den Tisch geführt, an welchem die Rathsherren mit ihrem Oberhaupte Plaz genommen hatten. Die Hände des unglüklichen Weibes waren gefesselt und sie schien in ihrer elenden Bekleidung zu schaudern vor Kälte oder vor Furcht.

„Ihr seid," hob der Bürgermeister an: „in unserm Weichbilde aufgefangen worden, als eine Landstreicherin und Vagabundin; und weil Seine churfürstliche Durchlaucht befohlen hat, solche müßige und schädliche Subjekte nicht innerhalb der Gränzen seines Landes zu dulden, so werdet Ihr hiermit aufgefordert, Euren Namen und Wohnort zu nennen, damit Ihr dahin verwiesen und transportirt werden könnet."

Der Bürgermeister schwieg, um die Antwort der Gefangenen zu erwarten. Diese aber stand stumm und regungslos zwischen ihren Wächtern. „Nun, wirst du antworten, Weib?" herrschte der Inquisitor die Delinquentin an.

Das Weib stierte ihn trozig an und erwiederte in frechem Tone: „Ich habe keinen Wohnort."

„Keine Flausen!" rief der Bürgermeister: „Jedermann muß ja einen Wohnort haben." — Das Weib brach in ein lautes, höhnisches Gelächter aus.

„Nun, was habt Ihr zu lachen? Antwortet ordentlich, oder —" Ein drohender Wink

des Machthabers gab der Gefangenen augenbliklich ihre Ernsthaftigkeit zurük.

„Ihr habt gut reden, Herr,“ sagte sie in vernünftigem, jedoch keineswegs ehrerbietigem Tone: „Der Bürgermeister von Köln und seine Räthe haben Häuser und Güter, und die reichen Bürger auch. Aber es gibt armes Volk, mehr als Ihr Euch träumen laßt — Ihr, die Ihr es versorgen solltet — und es hat weder Dach noch Fach, und kent scharfen Hunger und bittern Frost; aber Brod und Feuer kennen wir nicht, es müßte denn Bettelbrod und Gefangenkost sein, und der rothe Hahn auf dem Dache.“

„Weib, was sagt Ihr!“ rief Hilarius Wallram entsezt aus.

„Ja, mein sehr edler Herr,“ versezte die Gefangene grinsend; und mit einem seltsamen Leuchten ihres Blikes: „ich wüßte nicht, wann ich mich gewärmt hätte, seit dem Brand in der Glökergasse, oder wann ich satt gegessen hätte, außer gestern und heut im Hundeloch.“

„Wie,“ fragte der Bürgermeister: „seid Ihr denn früher schon in Köln gewesen?“

Die Gefangene schien über diese Frage zu erschreken, und murmelte zerstreut in sich hinein: „Früher, ja früher! Aber das ist schon lange, lange her.“

„Aber wo seid Ihr denn eigentlich her?“ fragte Herr Bossendorf.

„Woher? — hierher!“ versezte das Weib über ihre eigene Antwort lachend.

„Ich meine wo Ihr geboren seid?“

„Im heiligen, römischen Reich.“

„Antwortet!“ rief der Bürgermeister heftig: „Wo ist Eure Heimat?“

Ein Ausdruk unaussprechlichen Schmerzes verbreitete sich über die verzerten Züge der Gefangenen, als sie mit leiser wankender Stimme antwortete: „Heimat? — Ich habe keine.“

„Weib,“ sagte Bossendorf, „du kanst doch nicht in die Welt gefallen sein wie Märzschnee; du mußt doch irgendwo Verwandte oder Freunde haben.“

„Niemand — Niemand habe ich,“ erwiederte das Weib in leisem, traurigem Tone: „Ich könte, ja ich könte Eltern und Kinder

haben, wie die andern Menschen, aber ich — ich bin allein."

„Sie ist ein Findelkind," sagte Hilarius Wallram.

„Ein Findelkind," rief die Gefangene: „ho, ho, ein Findelkind! Arme Leute brauchen die Schande nicht zu scheuen, und ihre Kinder auszusezen, wie die Reichen. Armut ist ja eine Schande, die nicht größer werden kann."

„Also hat dein Vater dich nicht ausgesezt?"

„Nein! Er brauchte es auch nicht; er war mit meiner Mutter getraut."

„So — also deine Eltern hast du gekannt. Wo wohnten sie?"

Die Gefangene bemerkte, daß sie in eine Schlinge gerathen war, und schwieg. Die Frage wurde nochmals in geschärftem Tone wiederholt. „Sie wohnten in Bonn," erwiederte sie jezt.

„Wie bist du denn aber beim Brand der Glökergasse nach Köln gekommen?"

„Ich diente bei einer hiesigen Herrschaft."

„Wie hieß diese?"

Die Gefangene stokte; dann behauptete sie, den Namen ihrer früheren Herrschaft vergessen zu haben, und als der Bürgermeister mit Drohungen in sie drang, nante sie endlich den des Doktors Locarno. Kaum aber hatte sie diesen Namen ausgesprochen, als sie einen lauten Schrei ausstieß, und sich das Gesicht mit beiden Händen bedekte.

„Wie,“ — sagte der Bürgermeister, sie scharf betrachtend: „du sagst, du habest beim Doktor Locarno gedient? — Und früher sagtest du, du habest dich nicht mehr gewärmt, seit dem Brande in der Glökergasse. — Man glaubte, der Brand sei angelegt. — Hast du das Feuer geschürt, das in seinem Hause ausbrach, und das leicht ganz Köln hätte in Asche legen können?“

„Nein, nein!“ rief die Gefangene: „ich wohnte nicht beim Doktor Locarno; ich nante den Namen nur, weil ich mich auf keinen andern besann, und weil Ihr mir drohtet.“

„Du bist also doch früher in Köln gewesen,“ sagte der Bürgermeister: „sonst köntest du den Namen nicht wissen. Ich werde dich mit

dem Doktor Vitalis, dem Doktor Locarno will ich sagen, zusammen bringen —“

„Nein, nein,“ unterbrach die Gefangene ihn schreiend: „ich will ihn nicht sehen, ich kann ihn nicht sehen. Ich will Alles bekennen; nur laßt mich diesen Teufel, diesen eingefleischten Teufel nicht sehen!“

„Sie ist wahnsinnig,“ flüsterte Hilarius Wallram: „den guten Doktor einen Teufel zu nennen!“

„Wer weiß?“ versezte Bossendorf: „Es ist nicht Alles Gold, was gleißt!“

Die Gefangene hatte sich wieder einigermaßen beruhigt; der Bürgermeister begann wieder seine Fragen: „Ihr seid also aus Bonn?“

Das Weib stierte ihn einige Sekunden an, als verstände sie ihn nicht; dann, sich besinnend, erwiederte sie hastig: „Aus Bonn, ja, aus Bonn.“

„Mit Verlaub, Herr,“ sagte jezt einer der Funken: „als wir das Weibsbild vorgestern Abend ins Stadtgefängniß brachten, sagte sie, sie wäre ein kölner Kind.“

„Was ist das?“ fragte der Bürgermeister erstaunt.

„Hier mein Kamerade kann's bezeugen.“

Der zweite Soldat bestätigte die Aussage des ersten.

„Nun,“ sagte der Bürgermeister: „ich hätte Lust dir eine Tracht Schläge zukommen zu lassen. — Weshalb belügst du mich?“

Das Weib schien vor Schreken erstarr't zu sein.

„Wenn du jezt nicht sofort deinen Namen und deine Herkunft angibst,“ drohte der Bürgermeister: „lasse ich dich in den Stok legen. Oder halt; die Daumschrauben möchten gute Wirkung thun, um dich zum Sprechen zu bringen.“

„Ach Herr!“ sagte das Weib, zitternd über den ganzen Körper: „warum sollte ich Euch meinen Namen nicht nennen wollen? — Ich heiße Columba Wanner.“

„Wanner?“ schrie Bossendorf auf.

„Ich habe den Namen nie gehört,“ sagte der Bürgermeister ruhig.

„Ich wol, ich wol;“ flüsterte Bossendorf ihm zu: „von meinem Vater. Fragt sie, Herr, wie ihr Vater heißt.“

„Wie heißt dein Vater?“ fragte der Bürgermeister laut.

„Ach, Herr,“ erwiederte die Gefangene, „Ihr kent ihn nicht. Er ist — oder war — ein armer Bettler.“

„Wie heißt dein Vater?“ fragte Johann Kreuth mit erhöhter Stimme.

„Guntram Frank, der Bettler von St. Severin,“ sagte das Weib tonlos und noch immer zitternd.

„Und Euer Mann,“ sagte Bossendorf sehr laut und langsam, seine Blike fest und durchdringend auf das Auge der Gefangenen heftend: „Euer Mann hieß Rochus Wanner.“

Das Weib wurde bleich wie der Tod, und schnappte nach Athem. Der Rathsherr, noch immer sein Auge fest auf die qualvoll arbeitenden Züge der Unglüklichen heftend, fuhr in demselben Tone fort: „Ihr seid Columba Frank, verehlichte Wanner, angeklagt des Mordes Eures Ehemannes Rochus

Wanner, und der Brandstiftung im Hause des Doktors Vitalis Locarno in der Glökergasse."

Die Gefangene stieß einen gellenden Schrei aus und stürzte in fürchterlichen Krämpfen zu Boden.

Sechszehntes Kapitel.

Emerentia's getäuschte Hoffnungen.

Die Gräfin von Adenau stand mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen am Fenster ihres Gemaches, den Blik auf das gegenüberliegende, große Thor geheftet, und alle Zeichen der höchsten Ungeduld in ihrem Wesen. Elekta saß, wie gewöhnlich, am Stikrahmen, scheinbar nur mit ihrer Arbeit beschäftigt, in der That aber jede Bewegung ihrer Gebieterin beobachtend.

„Der Beamte hat ihm aber doch gewiß den Befehl Sr. Durchlaucht überbracht?“ fragte die Gräfin nach einer Pause.

„Gewiß, Signora!“ erwiederte die Zofe: „Der Beamte brachte ihm den Befehl Sr. Durchlaucht, heut um zwei Uhr vor Ew. Gnaden zu erscheinen. Ich weiß nicht, weßhalb er nicht schon hier ist.“

Die Gräfin antwortete nicht, und wieder entstand eine minutenlange Pause. Die Dame verließ das Fenster, warf sich in die Polster des Sopha's und versuchte zu lesen. Mißmutig warf sie nach wenigen Sekunden das Buch wieder hin, um ihren Plaz am Fenster neuerdings einzunehmen.

„Sie würde er schwerlich warten lassen," sagte die Gräfin, laut denkend; denn sie selbst wußte es kaum, daß sie ihren Gedanken Worte lieh: „und doch sagt der Comthur, sie sei nur das Kind eines armseligen Bettlers."

„Wenn er meine holde Herrin nur einmal gesehen haben wird," schmeichelte die Italienerin: „wird nicht mehr sie, sondern die Bettlerin auf ihn warten müssen."

Die Gräfin antwortete nur durch einen Seufzer. Plözlich aber wechselten Errötten und Erbleichen in ihrem Antlize, und fast athemlos vor innerer Aufregung rief sie aus: „Er kömt! Eile, daß er sogleich zu mir geführt wird."

Die Zofe verließ das Gemach, während die Dame sich auf ihren Sopha niederließ, und

ihre Bewegung niederzukämpfen suchte. Als die Italienerin mit dem Erwarteten in das Zimmer trat, war auch wirklich im Wesen der Gräfin keine Spur von Aufregung mehr bemerkbar.

Der Maler Donat von Trier — unsere Leser haben gewiß schon errathen, daß er der Erwartete war — begrüßte die Gräfin bloß mit einer ehrerbietigen Verbeugung, und stand dann schweigend, ihre Anrede erwartend. Die Gräfin betrachtete ihn forschend; sie öffnete die Lippen, wie zu einem Seufzer; nach einer kleinen Pause fragte sie ruhig: „Ihr seid der Maler Donat von Trier?“

„Wie Ew. Gnaden sagen.“

Das waren die ersten Worte, die sie von seinen Lippen vernahm, und so unbedeutend, so nichtssagend sie waren, der Wollaut dieser tiefen, sanften Stimme, brachte die stolze Dame so aus der Fassung, daß sie einiger Sekunden bedurfte, ehe sie das Gespräch wieder fortzusezen vermochte.

„Ihr seid ein eigensinniger Künstler,“ begann sie wieder: „es hat eines besondern Befehls meines erlauchten Oheim bedurft, ehe

Ihr Euch entschlossen habt, mich zu malen.“

„Ich habe mich noch jezt nicht dazu entschlossen, gnädige Gräfin,“ sagte der Maler hochmütig.

„Wie — was ist das?“ rief die Gräfin auffahrend.

„Erlauben Ew. Gnaden, daß ich mich erkläre,“ sprach der Maler mit vieler Ruhe und Kälte: „Jede Kunst ist frei; nicht minder jeder Künstler. — Ich bin es um so mehr, als ich so glüklich bin, meine Kunst blos als solche, nicht als Broderwerb betrachten zu dürfen. Ich male nie ein menschliches Antliz, es sei denn, die Schönheit seiner Form, oder der Ausdruk der Züge, habe mich hingerissen.“

„Ach,“ sagte die Gräfin lächelnd: „und Ihr glaubtet wol, ich sei häßlich?“

Elekta, die dem Maler einen Sessel hingeschoben hatte, verschwand aus dem Zimmer.

„Nein, gnädige Gräfin,“ fuhr der Maler, sich ruhig niederlassend, fort: „das war nicht der Grund meiner Weigerung.“

„Und welcher war es, wenn ich fragen darf?“

„Hat Eure Zofe Euch meine Botschaft nicht hinterbracht?“

„Ha — das Mädchen!“ rief die Gräfin sich vergessend. „Ihr wolltet erst ein angefangenes Bild vollenden,“ fügte sie, sich mäßigend, hinzu.

„So sagte ich; und dann wollte ich mich erklären, ob ich Euch malen wolle.“

„Nun, bin ich in Euren Augen zu häßlich dazu?“ fragte die Gräfin mit koquettem, herausforderndem Wesen.

„Nein, Dame,“ erwiederte der Maler mit großer Kälte: „Ihr seid eine Schönheit; nicht aber eine solche, die mich begeistert.“

„Ei! — und was fehlt mir denn dazu?“ fragte die Gräfin beleidigt.“

„Vielerlei, Dame!“ antwortete der Künstler ausweichend.

„Darf ich mir eine bestimmtere Antwort erbitten?“

„Ihr befehlt es, erlauchte Gräfin, und ich bin gewohnt die Wahrheit zu reden.“

„Sprecht nur; Ihr könt mich nicht erzürnen.“

„Freilich nicht, dazu steht die Gräfin von Adenau viel zu hoch über dem armen Künstler,“ sagte der Maler in einem beinah spöttischen Tone, den die Dame gewiß von keinem andern Manne geduldet haben würde. Ihm erwiederte sie, zu seinem höchsten Erstaunen, sehr sanft und beinah traurig: „Ihr mißversteht mich, Herr Donat. Ueberhaupt verkent Ihr mich, wie es scheint, in vielen Stüken. Sagt mir nur, was Euch an mir mißfällt; und Ihr sollt sehen, ich werde nicht böse werden, noch auch Euer Urtheil verachten.“

„Dame!“ erwiederte der Maler höflicher als bisher: „Euer Gemüt scheint nicht so hart und kalt zu sein, als Euer Aeußeres andeutet. Ihr seid, wie gesagt, eine Schönheit, eine vollkommene beinah; aber es fehlt Eurem Antliz und Eurem Wesen jener Ausdruk von Sanftmut und von Gefühlstiefe, welche die Haupteigenschaften eines weiblichen Idols bilden.“

„Ha,“ rief die Gräfin erröthend und mit zitternder Stimme: „Ihr haltet mich für gefühllos und hart.“

„Ich habe Euch verlezt, edle Gräfin,“ sagte der Künster: „dennoch nehmt Ihr meine Worte zu scharf. — Ihr wäret vielleicht ein trefflicher Mann geworden; für eine Frau nur seid Ihr zu entschieden und selbstständig. Die Natur hat einen Mißgriff gethan; Ihr tragt nicht die Schuld.“

„O,“ sprach die Gräfin, immer noch aufgeregt: „Ihr liebt die Weiber schwach und abhängig.“

„Ich liebe sie weiblich, gnädige Frau.“

„Weiblich?“ sagte die Gräfin: „wie gern möchte ich mich weiblich geben; aber wann hätte ich das je gekont? — Ich habe nie Mutter, oder Bruder, oder Schwester gehabt; und mein Vater war ein rauher Kriegsheld. Allein unter Fremden, bin ich gezwungen gewesen, mir früh jene Selbstständigkeit zu erringen, die Ihr so hart tadelt.“

„Gnädige Gräfin,“ fragte Donat verwundert: „wie kann Euch meine Ansicht kümmern

mern? — Ich sprach nur als Künstler, und beurtheile Euch, als wäret Ihr ein schönes Bild. Ich erkenne den Werth des Gemäldes an; nur die Manier gefällt mir nicht. — Aber verzeiht; ich bin unbescheiden. Habt die Güte mich zu entlassen, gnädige Frau."

„So besteht Ihr darauf, mich nicht malen zu wollen?" fragte Emerentia, beinah kämpfend mit ihren Thränen.

„Nein, Dame!" rief Donat, der einige Reue empfand, ein so schönes Wesen, das sich gegen ihn wenigstens gewiß sehr sanft und freundlich erwies, so rauh behandelt zu haben: „Nein, Dame! aber — o, laßt mich das Werk noch nicht beginnen. Wenn Ihr einmal liebt, so vergönt mir Euer Bild auf die Leinwand zu übertragen; dann wird es nicht nur schön, dann wird es auch sanft und hold sein."

„O," sagte die Gräfin, erröthend, verwirrt und mit niedergeschlagenem Auge: „Wenn das die Bedingung ist, dann begint das Werk nur sogleich. Es schlägt kein Herz im weiten Umkreise dieser volkreichen Stadt, das so voll Liebe ist, wie meines."

Erstaunt blikte der Maler die Dame an, die ihn jezt mit glühendem Antliz und brennenden Bliken betrachtete. „Gnädige Frau,“ stammelte er verwirt durch eine so seltsame Freimütigkeit: „Ihr wißt — meine begonnene Arbeit —“

„O,“ flüsterte Emerentia, kühn gemacht durch seine Verwirrung: „Ist denn die Bettlerin so viel schöner als ich? — Und sei sie es auch — gewiß kann sie dich nicht halb — nein, nicht den tausendsten Theil — so glühend lieben, als ich.“

„Als Ihr? — „Gräfin — Ihr mich!“ rief Donat, seinen Sinnen mißtrauend. Aber die hervorbrechenden Thränen, die Blike, das Erröthen und Erbleichen der Gräfin, überzeugten ihn nur zu sehr von der Wahrheit des Gehörten. Er stieß einen dumpfen Schrei des Staunens, ja, des Schrekens aus. Dann wandte er sich ab, und floh das Gemach und das Haus der Gräfin Adenau, nicht als wäre es die Wohnung eines schönen, liebeglühenden Weibes, sondern als wäre es ein Ort des Grausens und der Gefahr.

Siebenzehntes Kapitel.

Doktor Vitalis im Kerker der Columba Wanner.

„Es ist ein Diener des Herrn Oberrichters von Reckerodt hier gewesen," meldete der Diener des Doktors Vitalis seinem Herrn, als dieser eben, mit dem einbrechenden Abenddunkel, von seinen Krankenbesuchen heimkehrte: „Sr. Gestrengen lassen Euch ersuchen, auf das Rathhaus zu kommen, um daselbst eine Gefangene zu besuchen, die plözlich schwer krank geworden ist."

„Gut, Martin, gut!" erwiederte der Doktor: „Laß Marthe inzwischen eine Suppe zurecht machen für die alte Lene; und Norbert muß heute sein Wochengeld haben; und halt, daß ich's nicht vergesse, es muß morgen eine

wollene Deke angeschafft werden, für das arme Weib unter Gottes Gnaden.*)

Nachdem er diese menschenfreundlichen Befehle ertheilt hatte, verließ der Gelehrte noch einmal seine Wohnung, und lenkte seine Schritte dem alten Rathhause zu, das zu jener Zeit, außer als Sammelplaz für den Bürgermeister und seine Collegen, auch als Gerichtshalle für die obersten Gerechtigkeitpfleger des Churfürsten und zugleich gelegentlich als Verwahrort für Verbrecher diente.

Als der Doktor über den weiten, unregelmäßigen Hof des Gebäudes, den sogenanten Stadthaus-Plaz, schritt, kam ihm schon ein Gerichts-Diener entgegen, der ihn bat zu eilen, weil der Herr Oberrichter und der Bürgermeister mit ihren Beisizern schon mehre Stunden versammelt seien, seine Ankunft erwartend. Der Gelehrte begab sich sofort in den Saal, wo die Häupter der Stadt und der Gerechtigkeitpflege sich befanden, und begann in seiner gewöhnlichen, ruhigen, gelassenen Weise sein spätes Erscheinen zu entschuldigen.

*) Der Name einer Straße in Köln.

„Schon gut, schon gut, Doktor Locarno,“ unterbrach ihn der Oberrichter, Freiherr von Reckerodt, höflich: „Wir wissen, wie besezt Eure Zeit ist, und wie edel Ihr sie zum Wole Eurer Mitmenschen benuzt. Wir haben Euch zu uns entbieten lassen, weil wir ein Gutachten von Euch zu vernehmen wünschen. Es ist vorgestern eine Gefangene eingebracht worden, die als Landstreicherin vor ein paar Stunden vom Polizei-Gerichte verhört worden ist. Aus diesem Verhör hat sich der Verdacht ergeben, daß die Delinquentin schwerer Verbrechen schuldig ist, weßhalb der Herr Bürgermeister sie dem Justiz-Hofe des Churfürstenthums überwiesen hat, um ihre Schuld oder Unschuld zu ermitteln. Nun haben aber Furcht, oder Gewissensbisse, oder vielleicht beides, das unglükliche Weib in einen solchen Zustand versezt, daß es unmöglich ist, ein weiteres, rechtliches Verfahren gegen sie einzuleiten. Ich wünsche also, geehrter Herr, daß Ihr ihren Zustand untersuchet, und uns Eure Meinung über die Art ihres Uebels und über die Zeit mittheilt, bis zu welcher Ihr glaubt, daß sie

im Stande sei, ein zweites Verhör zu ertragen."

Der Gelehrte erklärte sich bereit, sich dem Auftrage des Oberrichters zu unterziehen, und ein, im Hintergrunde des Saales harrender Diener erhielt Befehl, ihn in die Zelle der Gefangenen zu führen. Als der Oberrichter sich wieder mit dem Bürgermeister und den Räthen allein sah, nahm er das, durch den Eintritt des Doktors unterbrochene Gespräch wieder auf.

„Ihr glaubt also nicht, Herr Bürgermeister," fragte er, „daß es nöthig sei, die Verwandten des Weibes verhaften zu lassen?"

„Nein, gestrenger Herr," erwiederte der Bürgermeister: „Alles, worauf unsere Anklage sich begründet, sind noch bloße Vermutungen, und nach diesen ist es nicht wahrscheinlich, daß die Verwandten der Gefangenen ihr bei ihren Verbrechen behülflich gewesen sind. Wir haben bis jezt kein Recht sie in dieser Sache zu kompromittiren."

„Ihr habt Recht," sagte der Oberrichter: „und um uns gegen Flucht von ihrer Seite sicher zu stellen — Ihr wißt, ihre Aussagen

können uns später von Nuzen sein — brauchen wir blos ein tiefes Schweigen über die Person der Gefangenen, und die Art des Verdachts, der gegen sie obwaltet, zu beobachten. — Ich hoffe, meine Herren, Ihr alle seht die Wichtigkeit und Nothwendigkeit dieses Schweigens genügend ein. — Je mehr ich über die Sache nachdenke, desto besser gefällt mir das von Euch, Herr Kreuth, vorgeschlagene Verfahren. Wenn die Verwandten der Columba Wanner erst am Abende vor dem Gerichtstage vorgeladen werden, und wenn sie, bis zu dem Augenblike der Confrontation mit der Angeklagten, nichts von ihrer Rükkehr nach Köln wissen, so möchte die Ueberraschung ihren Aussagen mehr Wahrhaftigkeit verleihen, als wir, im Falle sie auf den Gegenstand der Verhandlung vorbereitet wären, vielleicht von ihnen erwarten dürften."

Die sämtlichen Anwesenden stimten der Ansicht des Oberrichters bei, und verpflichteten sich gegenseitig zur strengen Geheimhaltnng alles, auf den vorliegenden Fall Bezüglichen.

Während dies im Sizungssaale vorfiel, betrat der Doktor Vitalis den Kerker der Gefangenen. Er nahm die Fakel aus der Hand des, ihn begleitenden Gerichts-Dieners und begab sich in den Hintergrund des finstern, niedrigen Gewölbes, wo das Weib, anscheinend in Schlaf gesunken, auf einem Bunde fauligen Strohes lag, das schon manchem Gefangenen vor ihr zur Lagerstatt gedient zu haben schien. Ihre Hände waren noch auf dem Rüken gebunden, sie hatte in der Raserei des Wahnsinnes die wenigen Lumpen, die vorhin ihren Leib schon so nothdürftig bedekten, noch mehr zerrissen und verschoben, und ihre hagern, fleischlosen Glieder waren jezt beinah völlig nakt. Ihr Gesicht hatte sie der Wand zugekehrt; außerdem fiel ihr langes, verwirtes Haar darüber herab, so daß es dem Doktor nicht gestattet war, einen Blik in dasselbe zu thun. Aber das, was er sah, genügte, um ihm ein schauderndes Mitleid mit dem elenden Geschöpfe vor ihm einzuflößen.

Als der Gelehrte sich so, getheilt zwischen den Gefühlen des Abscheues und des Erbar-

mens, über die Gefangene herabbeugte, mußte wol ein Stral der Fakel in seiner Hand ihr Auge treffen; denn sie fuhr glözlich auf, drehte sich hastig gegen ihn herum und stierte ihm mit dem wilden, funkelnden Blik einer Irren in das Gesicht. So gewohnt der viel erfahrene Arzt solcher Auftritte auch war, so schnitt ihm doch dieser Blik bis ins innerste Mark seiner Seele, und aus dem bösen, zornigen Leuchten dieses Auges dämmerte ihm plözlich eine Erinnerung voll Fluch und Grauen auf.

Auch der Gefangenen schienen für einen Augenblik Vernunft und Gedächtniß zurükzukehren. „Vitalis Locarno," sagte sie zu dem Doktor in sehr langsamem und ruhigem Tone: „Ihr habt Euch sehr verändert, sehr —" Hier brach sie plözlich ab, stieß einen wilden, schneidenden Schrei aus, und sank in heftigen Zukungen auf ihr Lager zurük.

„Nun wird sie wieder toll," sagte der Gerichts-Diener, herbeieilend: „das ist schon das dritte Mal, seit dem Verhör."

„Holt Wasser — bringt ein Messer mit; diese Strike müssen durchgeschnitten werden,"

sagte der Gelehrte, auf die gefesselten Hände der Kranken deutend, in festem Tone zu dem Diener, während er den Kopf der Gefangenen in seinen Händen hielt, damit sie sich nicht an den Mauersteinen verleze.

Als der fremde Mann die Zelle verlassen hatte, stöhnte Locarno aus tiefer Brust, und stieß leidenschaftliche, unzusammenhängende Worte aus. Aber er veränderte seine Stellung nicht; sein Auge war unverwandt auf die Leidende geheftet, und er suchte sie fortwährend vor den Folgen ihrer heftigen, konvulsivischen Bewegungen zu schüzen.

Der Diener kehrte nach einigen Minuten mit dem Verlangten zurük. Der Doktor zerschnitt die Fesseln des Weibes, flößte ihr einige Tropfen Wasser ein, rieb ihr die Schläfen, und die Gegend des Herzens, und bald wurde sie ruhiger und gab Zeichen des wiederkehrenden Bewußtseins.

„Jezt laßt mich allein mit ihr,“ befahl der Doktor dem Diener: „ich werde zur Untersuchung ihres Zustandes schreiten.“ Der

Diener gehorchte, und Vitalis Locarno war wieder allein mit der Angeklagten.

Er sank jezt stöhnend neben dem elenden Weibe nieder. Er zitterte, ächzte und rang in heftigen Geberden die Hände. Aber dieser wilde Ausbruch währte nur kurze Zeit; plözlich bemeisterte der Gelehrte seine tobenden Gefühle, und schaute mit dem ruhigen, forschenden Blike des Arztes auf die Kranke.

Wie er erwartet hatte erhielt sie jezt nach und nach ihr volles Bewußtsein wieder; aber der vorhergehende Paroxismus hatte ihre Kräfte so erschöpft, daß sie völlig unbeweglich auf ihrem Lager lag. Dennoch schoß ihr fieberhaft glänzendes Auge Blize des Zorns auf den Arzt, und ihre blaue, bebende Lippe murmelte Verwünschungen und Flüche.

„Du hast mich erkant,“ hob der Gelehrte an, als er sich überzeugt hatte, daß sie vollkommen vernünftig war: „Du hast mich erkant, Columba — ich dich nicht minder. — Warum hast du dein Versprechen gebrochen, und dich und mich solcher Gefahr ausgesezt?“

„Gefahr?“ murmelte das Weib: „Da ist keine Gefahr für dich — du bist ja kein Mörder. Ich wollte du wärest einer.“

„Weib!“ rief der Gelehrte schaudernd.

„O — ja, ja! ich wollte du wärest einer, dann müßtest du nicht minder bluten als ich.“

„Unglückliche! — Hast du mir noch nicht verziehen?“

„Verziehen — ha, nein! nein! Als ich ein fröhliches, schönes Mädchen war, und die andern Dirnen nekten mich — da wußte ich was Verzeihen ist. Jezt aber! — Du hast mich aus einem Weibe zu einem Teufel gemacht, — weißt du — und die Teufel verzeihen nicht.“

„So bist du blos nach Köln gekommen, um mich zu verderben.“

„Blos darum? — Nein, nein! Dich verderben — ich will es, ich will es, wenn ich kann. Aber ich kam deßhalb nicht; nein, deßhalb nicht.“

„Warum aber wagtest du denn dein Leben?“

„Mein Leben? — o, meinst du, daß ich ein Leben habe, wie die Menschen, wie die

andern Menschen um mich her? — Meinst du, daß mein Schlaf sei, wie ihr Schlaf, und mein Wachen, wie ihr Wachen? — Im Schlafe besucht mich Ein Traum, immer nur Ein Traum; und er hält mir ein Bild, ein wildes, blutiges Bild vor — du weißt, wessen Bild es ist. — Und im Wachen! — Hunger, Frost, Hize, Schande und Blöße habe ich getragen, aber ich habe sie nicht gefühlt. Denn es brent hier ein Feuer, das nie auslöscht, und hier nagt der Wurm, der nicht stirbt."

Der Gelehrte verbarg sein Gesicht in seinen Händen, und das Wogen seiner Brust verrieth den Kampf seiner Empfindungen. Das Weib betrachtete ihn mit schadenfrohem Grinsen, und brach dann in ein schauriges, heiseres Lachen aus. Locarno fuhr aufgeschrekt in die Höhe, und in hönischem Tone fuhr die Gefangene fort:

„Hab' ich dich erschrekt, mein Schäzchen! ha hab' ich dich erschrekt? — Ja lachen kann ich, lachen kann ich, ich habe mirs angewöhnt, seit ich aus Köln geflohen bin, damit Niemand meine Angst, meine Qual errathen sollte. Und

das Weinen habe ich mir abgewöhnt, damit sie nicht glauben möchten, ich wäre traurig. Aber ich sehnte mich zulezt nach Thränen, wie der Wolf nach Blut. Darum kam ich hierher; — aber ich habe nicht gefunden was ich suchte; und Thränen sind mir auch nicht geworden. So will ich Blut, Blut, und sei es auch mein eigenes!"

„Um Gott, Columba," sagte der Gelehrte, und sah mit den Gefühlen der bittersten Qual und Reue auf das unglükliche Wesen, das er einst in strahlender, unvergleichlicher Schönheit gekant hatte, und das er jezt in einem so entwürdigten, beinah entmenschten Zustande vor sich sah: „Um Gott, Columba! du solltest nicht dich und mich verderben, und wäre es auch nur —"

„Ha," unterbrach sie ihn mit hönischem Lachen: „Kriechst du zu Kreuz? — Du denkst, wenn ich an den Galgen komme, so mußt du an den Pranger. Und so soll es sein! bei Gott und Teufel, so soll es sein! — Du sollst mich nicht zum Mitleid beschwazen; du hast auch kein Mitleid mit mir gehabt."

„O, deine Anklage ist gerecht,“ stöhnte der Gelehrte: „mit bitterer Reue empfinde ich die Wahrheit deiner Worte. — Aber ich flehe dich nicht um Schonung und Vorsicht um deinet- oder meinetwillen. Wir beide sind, so wie es jezt steht, der Vergebung und des Erbarmens unwerth. Ich flehe dich aber um Versöhnung und Milde an, um eines Wesens willen, das so rein und liebenswürdig ist, als wir beide, selbst in unseren frühsten und besten Tagen es nie waren. Zerstörst du meine Ehre und überlieferst du dich selbst dem Henkerbeil, so mordest du zugleich die Zukunft Derjenigen, die deine und meine Tochter ist, und die würdig ist alles Glükes, das ihre verbrecherischen Eltern ihr etwa noch verschaffen können.“

„Was sagst du Mensch!“ kreischte die Gefangene, und fuhr, troz ihrer Schwäche, plözlich von ihrem Lager auf, sank aber zugleich, zitternd an allen Gliedern, wieder zusammen. — „Was sagst du,“ fuhr sie röchelnd und stammelnd fort: „Deine und meine Tochter? — so lebt sie, lebt, dies Kind der Qual, der Schande und des Verbrechens? — Aber dies ist wol-

nur eine Schlinge, um Schonung zu erlangen für dich selbst."

„Nein, nein," erwiederte der Gelehrte in großer Bewegung: „sie lebt, sie ist schön, sie ist gut; sie ist unverdorben, obgleich sie aufwuchs in der Höhle des Lasters und der Bosheit selbst."

„Täusche mich nicht," sagte die Gefangene mit feierlichem, furchtbarem Ernst, und heftete fest ihr funkelndes, durchdringendes Auge auf die Züge ihres ehemaligen Geliebten, die während der Besprechung beinah so fahl und leichenhaft geworden waren, wie ihre eigenen: „Täusche mich nicht! — Wenn du mich jezt hintergingst, du würdest einen Fluch auf dich laden, schwerer und unauslöschlicher als jener ist, den du auf dich zogst, als du meine Unschuld stahlst. — Sieh — ich habe seit achtzehn Jahren ein Leben geführt, verschieden von dem Leben aller andern Menschen um mich her. Daß ich Mangel, Noth, Schmach, Verachtung trug, ist Nichts; ich war dazu geboren und bestimt, und Tausende schleppen sich dem Tode entgegen, schmachtend unter einem ähnli-

chen Lose. Aber mich verfolgte das Gespenst einer grauenhaften, blutigen Erinnerung Schritt für Schritt. Es mordete meinen Schlaf, es vergiftete meine Ruhe, es ertödtete meine Hoffnung. Ich habe nie einen Augenblik leben können in der Gegenwart, denn Vergangenheit und Zukunft stritten sich in meiner Seele, um den schreklichen Vorzug, welche von beiden das meiste Grauen in mir erregen könne. Nie hat eine Speise mich gelabt, wenn ich hungrig war; denn ich wußte, sie fristete mein qualvolles Leben. Nie hat die Hoffnung auf Schlaf mich erquikt, wenn ich müde war; denn ich wußte, er brachte mir marternde Träume; und nie habe ich meine erstarten Glieder an der Glut eines fremden Heerdes erwärmt, ohne der ewigen Flammen zu gedenken, die meiner jenseits harren. Sieh, ich hatte nicht einmal die lezte Hoffnung des Elenden, die Hoffnung auf den Tod. — Du weißt, daß du selbst den Grund zu diesem schreklichen Verderben gelegt hast.“ —

Der Gelehrte antwortete nicht. Er sprach nicht; er regte sich nicht. Aber die Gefangene

schien den Ausdruk seiner bleichen, arbeitenden Züge zu verstehen, und fuhr, nach einem kurzen Stillschweigen, in etwas milderem Tone fort:

„Dennoch gab es einen Punkt in der Zukunft, auf den ich in der höchsten Verzweiflung meinen Blik heften, und mich getröstet fühlen konte. Ein Nerv meines verödeten Herzens war noch nicht erstorben. In der bittersten Noth dachte ich an das Kind, das ich bei meiner Flucht hier zurükgelassen hatte, und ich war vergleichungsweise ruhig. Ich konte endlich meine Qual nicht mehr ertragen; nicht in meinen Träumen allein, auch wachend erblikte ich zulezt das Bild des Ermordeten. Da beschloß ich, ehe der Wahnsinn, den ich über mich kommen sah, meiner völlig Herr geworden sei, des lezten Schimmers von Glük zu genießen, auf den ich in dieser und in der andern Welt noch zu hoffen habe. Ich beschloß zurükzukehren, und mein Kind zu sehen, und stände zeitlicher und ewiger Tod darauf. Man nahm mich fest, eh' ich sie aufsuchen konte; aber du — du sagst, sie lebe, sie lebe! — Du

weißt von ihr; du sagst sie sei gut und rein! — O, du, der nie Erbarmen an mir geübt, noch Verzeihung von mir empfangen hat — vergiß, was wir einander waren — vergiß, daß wir Todtfeinde sind, und laß mich sehen — o laß mich nur Einmal sehen mein Kind.“

Der Gelehrte war bis ins Herz erschüttert, bei dieser Sprache einer Frau, die, aus der Hefe des Volkes, und vielleicht die Gesunkenste ihres Geschlechtes, durch die Glut ihrer Leidenschaft und die Größe ihres Schmerzes, sich zu einer Ausdruksweise erhob, die weit über ihrem Stand und ihrer Geistesbildung war, und gerade den Ton traf, der die Seele Desjenigen, zu welchem sie sprach, aufs Tiefste verwundete und erschütterte. Die ganze Ruhe seines Wesens, alle Festigkeit seines Characters war von ihm gewichen; schluchzend und zitternd lag er zu den Füßen des elenden Wesens, das, eben durch die Größe seines Jammers, eine Gewalt über ihn erlangte, mächtiger und ausgedehnter, als diejenige war, die ihr einst die Schönheit ihrer Jugend, und die Glut seiner eigenen Empfindungen über ihn verliehen hatte.

— „Du sollst sie sehen, bereite dich, sie zu sehen; diese Nacht noch!“ stammelte er: „nur schone das Herz des Kindes, und bedenke, daß von deiner Vorsicht und Klugheit ihr Glük oder ihr Unglük abhängen wird.“

Die Unglükliche stieß einen Freudenschrei aus, und umklammerte die Kniee ihres Verführers. Er wiederholte ihr noch einmal sein Versprechen, ihr ihr Kind zu senden, und riß sich dann mit blutendem, zerrissenem Herzen von ihr los.

Als er aus der Zelle der Gefangenen trat, hatte er kaum die Kraft, dem Diener den Befehl zu geben, ihn in das Sizungzimmer zurükzuführen; aber ehe er noch die Schwelle desselben überschritt, war, Dank seiner langjährigen, unablässigen Uebung der strengsten Selbstbeherrschung, jede Spur der furchtbaren Erschütterung, die er erlitten hatte, aus seinem Wesen verschwunden; nur war seine Stirn noch bleicher als gewöhnlich, und seine Wange schien gefurchter und holer als zuvor.

„Ihr habt uns lange warten lassen, Doktor Locarno,“ redete der Oberrichter ihn an:

„fandet Ihr die Gefangene so gefährlich krank?“

„Ihr Uebel ist nicht von der Art,“ erwiederte die klare, milde Stimme des Arztes: „daß es sie in unmittelbare Gefahr brächte; aber ich fand es schwierig, mir eine genaue Kentniß von ihrem Zustande zu verschaffen, weil sie an temporärem Wahnsinne leidet. Deßhalb werden Ew. Gestrengen genöthigt sein, ein zweites Verhör noch um einige Tage hinauszuschieben.“

„Glaubt Ihr nicht, daß sie übermorgen im Stande sein wird, einer gerichtlichen Verhandlung anwohnen zu können?“

„Ich kann das nicht mit Bestimtheit sagen,“ erwiederte der Doktor in einiger Verlegenheit.

„Ihr wißt,“ bemerkte der Oberrichter ernst: „daß Eure Worte an Eidesstatt gelten.“

„Ich weiß es, edler Herr,“ versezte der Arzt, innerlich zukend, aber mit vollkommener äußerer Ruhe: „deshalb bitte ich Euch, mir erlauben zu wollen, daß ich die Kranke morgen noch einmal sehe, damit ich mein

Urtheil mit größerer Sicherheit aussprechen kann."

„Gut," sagte der Herr von Reckerodt: „es sei so. Gute Nacht, geehrter Herr."

„Der Versuch ist vergeblich gewesen," sagte der Bürgermeister, als Doktor Vitalis den Saal verlassen hatte: „er scheint die Gefangene nicht erkannt zu haben, und sie ihn auch nicht."

„Aber einen Arzt mußten wir ihr doch jedenfalls schiken," bemerkte Remigius Bossendorf. — „Und im Verhöre kann uns das Zeugniß des Doktor's doch noch von Nuzen sein," meinte der Oberrichter: „es sind achtzehn Jahre seit jener Begebenheit verflossen; das unglükliche Weib mag sich in so langer Zeit traurig verändert haben, und den Doktor haben seine Studien auch nicht verjüngt. — Für heut aber können wir in dieser schwierigen Sache Nichts mehr thun. Laßt uns die Sizung aufheben, Ihr Herren."

Ehe der Doktor Vitalis das Rathhaus verließ, suchte er den Gerichts-Diener noch einmal auf, dem die Bewachung der Gefangenen übertragen war. „Freund," sagte er zu dem

Manne: „diese arme Gefangene ist in einem schreklichen, beklagenswerthen Zustande, und es ist unsere Pflicht, als Menschen und als Christen, ihr denselben nach Kräften zu erleichtern. Ihr würdet mir eine große Gefälligkeit erzeigen, wenn Ihr mir in dieser Sache behülflich sein wolltet.“ Diese Anrede begleitete der Gelehrte mit einem Geldgeschenk, das er in die Hand des Wärters gleiten ließ.

„Herr,“ sagte der Mann: „ich wollte gern Alles thun, um Euch gefällig zu sein; aber — Ihr wißt — die Rationen für die Gefangenen sind uns zugetheilt, und —“

„Gott soll mich behüten,“ unterbrach ihn der Gelehrte: „daß ich nicht Euch zu einem Unrecht verleite, um einem andern meiner Mitmenschen eine Wolthat zu erzeigen. Nein, ich will ein Mädchen mit einigen besseren Kleidern und Lebensmitteln für das arme Weib schiken, und wollte Euch nur bitten zu sorgen, daß sie die Sachen richtig erhält.“

„O, gewiß, gewiß, Herr!“ erwiederte der Gerichts-Diener: „wenn es nichts Anderes ist; dafür will ich schon sorgen.“

„Gut, Freund, gut; ich verlasse mich darauf," sagte der Doktor, im Begriffe zu gehen; aber noch einmal umkehrend fügte er hinzu: „Halt — es wäre mir lieb, wenn Ihr das Mädchen zu der Gefangenen hineingehen ließet. Ich habe bemerkt, daß sie sehr eigensinnig ist, wie das solche Kranke gewöhnlich sind; sie möchte sich von Euch nicht wollen helfen lassen, und ich will eine Person schiken, die sich vor Ansteckung nicht fürchtet, und mit solchen Kranken umzugehen weiß."

„Ich will sie schon hinein lassen," sagte der Gerichts-Diener: „und könte die Person — wenn sie sich doch vor dem Fieber nicht fürchtet — nicht morgen früh wiederkommen, um dem Weibe die Suppe zu bringen?" —

„Wie?" — fragte der Doktor: „das ist ja Euer Amt."

„Ach Herr! ich habe aber Weib und Kind."

„Nun gut," sagte der Arzt: „ich will schon sorgen, daß die Kranke zu jeder Tageszeit ihre nöthige Pflege erhält. Aber es ist unver-

nünftig, mein Freund, sich so vor einer Krankheit zu fürchten.“

Der Gerichts-Diener blikte mit einer Art von Verehrung dem, sich entfernenden, Gelehrten nach, ohne jedoch im Mindesten über seine Anordnungen verwundert zu sein, die ihm, vermöge der allgemein anerkanten, aufopfernden Menschenliebe des Arztes, ganz natürlich schienen.

Als der Doktor das Rathhaus verlassen hatte, wandte er seine Schritte nicht seiner eigenen Behausung zu, sondern er begab sich in das Kirchspiel von St. Mauricius und in die Hütte Guntram Franks.

Bei seinem Eintritte fand er den Bettler außer dem Bette und beschäftigt mit seiner Schwester und Valentin Hahn Karten zu spielen. Am Heerde kauerte Columba auf einem Schemel und starr’te gedankenvoll in die Flammen. Der Doktor betrachtete einen Augenblik mit schmerzlichen Gefühlen das schöne, halb abgewandte Antliz des Mädchens, und begrüßte dann seinen Patienten.

Der Alte empfing den Gelehrten mit jener dankbaren Herzlichkeit, die halbgenesene Kranke gewöhnlich gegen ihre Aerzte zu äußern pflegen, obgleich die völlig Geheilten derselben häufig nur zu schnell vergessen. Ursula Frank, der es in des Doktors Anwesenheit noch immer unheimlich zu Muthe war, beschäftigte sich schweigend mit ihren Karten. Valentin Hahn suchte ein leises Gespräch mit Columba anzuknüpfen; aber das Mädchen wandte ihm unwillig den Rüken. Er hatte, seit seinem Streit mit ihr, schon mehre vergebliche Sühnungsversuche gemacht, aber sie zeigte sich unerbittlich, und der Bursche, durch die Gegenwart des Fremden in Schranken gehalten, wagte für jezt kein weiteres Wort.

„Ich habe Euch um eine Gefälligkeit zu bitten, Meister Frank!“ hob der Doktor an: „die Ihr mir nicht abschlagen dürft; und ich will Euch meinerseits den Dienst gern vergüten.“

Der Bettler betheuerte dem Arzte, ihm mit seinem ganzen Hause in jeder Hinsicht zu zu Diensten zu sein, und bat ihn, seinen Wunsch nur auszusprechen.

„Nun,“ sagte der Gelehrte: „so schikt nach Verlauf einer halben Stunde Euer Mädchen da in mein Haus. Es ist eine fremde Frau krank geworden, die Niemand zu ihrer Pflege hat; und weil ich, während Eurer eigenen Krankheit, die Geduld und Geschiklichkeit Eurer Enkelin zu beobachten Gelegenheit hatte, wünsche ich, daß sie diese Nacht bei der Fremden wache. Es soll ihr reichlich vergolten werden.“

„Nein, Herr!“ rief Columba, sich hastig und erröthend von ihrem Size erhebend. „Davon kann nicht die Rede sein. Ich will Alles thun, was Ihr wünscht; nur müßt Ihr nicht von Vergeltung zu mir reden, zu mir, deren nächste Verwandte Euch so tief verschuldet worden sind.“

„O, du weißt nicht wie tief!“ murmelte der Gelehrte in sich hinein: „Und Ihr, gebt Ihr Eure Zustimmung?“ fragte er laut den Alten.

„Gewiß, Herr,“ sagte der Bettler: „Ihr könt die Dirn nur gleich mit Euch nehmen. Die Deute sind so in der lezten Zeit knapp eingekommen.“

„Großvater!“ rief Columba erschrekt und entrüstet aus.

„Ruhig, mein Kind,“ sagte der Gelehrte mit einem begütigenden Lächeln; aber es spielte blos um seine Lippen, ohne sein Auge zu erheitern: „Ruhig, mein Kind; nach einer halben Stunde erwarte ich dich. Weil es sich aber für ein Mädchen nicht schiken würde, zu so später Stunde allein durch die Straßen zu gehen —“

„So will ich sie begleiten,“ fiel Valentin Hahn ein.

„Ihr? — wer seid Ihr?“ fragte der Gelehrte den Burschen in vornehmem, prüfendem Tone und heftete sein glänzendes, durchdringendes Auge auf den Bettler, in einer Weise, die ihn zwang, das seinige niederzuschlagen.

„Nun ich bin der Bräutigam der Dirne,“ erwiederte er kleinlaut.

„Mädchen ist das wahr?“ fragte der Doktor, viel lauter und heftiger, als er gewöhnlich zu sprechen pflegte.

„Sie sagen es Alle,“ erwiederte Columba, das Köpfchen senkend. „Doch ich,“ fügte sie

nach einer Pause, sich hoch aufrichtend, hinzu: „ich habe nie Ja dazu gesagt.“

„Nun, so ist es auch nicht so,“ bemerkte der Doktor ruhig: „Ich werde meinen Diener schiken, um dich abholen zu lassen. Er ist ein ehrbarer, alter Mann, und als solcher die passendste Begleitung für ein junges Mädchen. — Gute Nacht Ihr guten Leute. Ich werde Euch morgen noch einmal besuchen, Meister Frank.“

„Ein hochmütiger Gesell, Der!“ brumte Valentin Hahn, als die Thüre hinter dem Doktor zufiel: „ich hätte ihm gerne einen Hieb versezt; aber man wagt's nicht, so mürrisch sieht er drein.“

„Mürrisch,“ meinte der Alte: „nein er ist freundlich genug, und ein wolthätiger Herr. Aber du bist ein naseweiser Bursche, Hahn, und das können solche Herren nicht leiden.“

„Und ich sage, Frank!“ rief Ursula: „ich sage, der Hahn hat Recht. Ich kann den Büchermann auch nicht ansehen, ohne Schreken und Angst.“

„Das kömt —“ begann der Alte; aber er unterbrach sich selbst, und sagte dann: „Einer-

lei, Herr Vitalis Locarno hat mir Gutes gethan in meiner Krankheit, und er verstehts, Geduld zu haben, mit eines alten Mannes Launen. — Nun, laßt uns die Karten wieder aufnehmen."

Columba nahm an diesem Gespräch nicht Theil. Sie hatte ihre frühere Stellung wieder eingenommen, und schien in tiefes, sorgenvolles Nachdenken versunken.

Unterdessen verfolgte der Gelehrte mit langsamen, unsichern Schritten seinen Weg nach Hause. Er ging gebeugten Hauptes und gefoltert von Sorgen und Erinnerungen, die so gar Nichts gemein hatten mit den ruhigen, tiefen Gedanken, mit welchen er sich seit Jahren unablässig zu beschäftigen gewohnt war. Er erreichte sein Haus endlich niedergeschlagen und erschöpft, und zog sich, nachdem er seinem Diener einige Befehle gegeben hatte, auf sein Zimmer zurük.

Ende des ersten Theiles.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ten Brink, Maria,

Die Bettler in Köln Ein Roman von Maria Lenzen

Bd.: 1

Leipzig 1843

P.o.germ. 1822 u-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124855-8